Die

Brautfahrt in Spanien.

Ein komischer Roman

in zwei Theilen.

Nach Lantier frei bearbeitet

von

P. J. Rehfues.

Zweiter Theil.

Berlin,
bei Julius Eduard Hitzig.
1811.

Erstes Kapitel.

Abreise von Valencia.

Der Morgen brach an, und ich verließ mit Don Manuel, Valencia. Don Inigo begleitete uns mehrere Stunden mit seiner Tochter. Unsre Unterhaltung, unsre Versprechungen, einander oft zu schreiben, uns wieder zu sehen, wurden oft durch Pausen trauriger Stille, und durch Seufzer unterbrochen: Rosalie zwang sich, ihre Thränen zurückzuhalten. Als wir uns aber trennten, verlor sie diese Kraft über sich selbst. Schluchzend sprach sie zu mir: „ich wünsche, daß Seraphine Ihr Glück machen, und Sie so

sehr lieben möge, als Sie es verdienen." Don Inigo sagte mir nach einer langen Umarmung: „vergeßen Sie nie, und unter keinen Umständen, daß Sie in Valencia einen Freund und Vater haben."

Niedergeschlagen und schweigend fuhr ich mit Don Manuel weiter. Er hatte sich schneller getröstet, und brach plötzlich in einen fröhlichen Abschieds-Gesang von Valencia und von seinen Geliebten aus. „Wie finden sie meine Verse?" frug er mich, als er geendet hatte.

„Sehr gut für ein Stegreif-Gedicht;" erwiederte ich.

„Nun denn, so laßen Sie uns aufhören, traurig zu sein, und machen wir es nicht, wie der heilige Hieronymus, der Roms Freuden nie vergeßen konnte. Um Sie aufzuheitern, will ich Ihnen etwas erzählen, was mir begegnet ist. Ich hatte gestern das Vergnügen, mir von meinem Nebenbuhler, dem Herzog von Figueroas, die Hand küßen zu laßen."

„Und wie haben Sie dieses Wunder bewerkstelliget?“

„Ich schrieb ein Billet an Donna Clara, und bat sie, mir noch eine Zusammenkunft zu gestatten, damit ich Abschied von ihr nehmen könnte. Um dies auszuführen, schlug ich ihr vor, um zehn Uhr Morgens in die Dominikaner-Kirche zu kommen, wo ich in meinen Mönchs-Kleidern in einem Beichtstuhl sein würde. Donna Clara fand dies lustig, und stellte sich ein. Ich war bereits in meinem Beichtstuhl, und sie kniete vor demselben nieder, als ob sie beichten wollte. Im Nahmen der Liebe und der heiligen Magdalena gab ich ihr Ablaß von allen ihren schönen Sünden, und vergab ihr, weil sie viel geliebt hat, wie unser Herr von jener Heiligen sagte. Dabei ermahnte ich sie zur Beständigkeit, und versprach ihr die Unsterblichkeit in meinen Versen. Wir nahmen den zärtlichsten Abschied von einander, und schwuren uns ewige Liebe. Da trat der Herzog von Figueroas herein, be-

merkte sie, und kniete neben ihr nieder. Indeß beschloß ich, seine Geduld zu ermüden, und fuhr fort, meiner schönen Sünderin die allerliebstesten Dinge zu sagen. Jeden Augenblick zog der Herzog seine Uhr heraus, hustete, und that alles mögliche, um Clara'n auf seine Ungeduld aufmerksam zu machen. Endlich mußte ich doch aufhören. Donna Clara stand auf, ich steckte meine Hand aus dem Beichtstuhl heraus, und reichte sie ihr zum Kuße. Dabei grüßte ich den Herzog, der mich nicht kannte, hielt ihm meine Hand gleichfalls entgegen, und er hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihr dieselbe Ehrfurcht zu beweisen, wie Clara."

„Der Streich, den Sie ihm spielten, ist wirklich lustig; aber mit Ihrer Liebe zu den Weibern werden Sie um die Freuden des Paradieses kommen."

„Das seh' ich nicht ein. Sankt Augustin liebte die Weiber so sehr, als ich, und ist dennoch ein Heiliger geworden."

Don Manuels Fröhlichkeit verscheuchte allmählig meine Niedergeschlagenheit. Die schöne Natur und das herrliche Wetter wirkten nicht minder auf meine Laune, und ich dachte bald gar nicht mehr an Valencia.

Den andern Morgen kamen wir nach Xativa, wo mich Don Manuel an Pabst Alexander VI. erinnerte, der in diesem Ort geboren worden war. Wir fanden auf einem der Plätze eine Menge Menschen um einen Kapuziner versammelt, der auf einem Tische stand, fürchterliche Bewegungen machte, sich an die Brust schlug, und sich mit eigener Hand Maulschellen gab. Seine andächtigen Zuhörer waren höchlichst von ihm erbaut, und ahmten alle seine Bewegungen, bis auf die Maulschellen, nach. „Ja, meine Freunde, sagte er: der Mann ist das Feuer, das Weib, das Stroh, und der Teufel ist der Wind' der unaufhörlich beide anbläßt." Dann erzählte er von einem Heiligen, der in seiner Jugend gestorben war, und frug seine Zuhörer: „wißt ihr

auch, warum dieser Heilige im Frühling seines Lebens gestorben ist? das will ich euch sagen. Jesus Christus war neidisch auf ihn, weil er in seinem zarten Alter bereits mehr Wunder gethan hatte, als er selbst." — „Adam hat gesündigt, fuhr er fort, und seine Kinder und Enkel sind keine beßere Christen gewesen, als er. Im Anfang faßte sich Gott mit Geduld, und trieb seine Nachsicht so weit, daß er die elende Menschengestalt anzog, und in eigener Person auf die Erde herabkam. Aber die Juden und die Heiden wollten ihn nicht anerkennen. Wie, großer Gott, du schläfst, gleich Brutus? Exurge Domine, et judica causam tuam! — Aber, lieber Herr Gott, hast du denn keine so großen Feinde mehr, als die Juden, die Ketzer und die Türken? — Freilich hab' ich solche, sprach der Erlöser; aber die Juden, die Ketzer und die Türken sind doch meine allerschlimmsten Feinde; denn sie greifen meinen guten Namen, meine Ehre, meinen Ruhm an." Und nun endigte

er seinen Sermon mit den fürchterlichsten Verwünschungen gegen die, welche kein Almosen in seinen Beutel werfen würden.

Zweites Kapitel.

Eine Predigt im besten Geschmack.

Don Manuel, dem jeder Anlaß zum Lachen und Scherzen willkommen war, belustigte sich höchlichst an der Beredsamkeit des Pfaffen, und nahm sich augenblicklich vor, am folgenden Tage auch eine Predigt an das Volk zu halten. Er theilte mir diesen Gedanken mit, als wir in dem Wirthshaus abgestiegen waren, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu fragen: ob er denn Lust hätte, gesteinigt zu werden?

„O sagte er, das Volk steinigt niemand, der eine Mönchs-Kutte trägt. Konnt' ich die schöne Clara in derselben erbauen, so wird es mir doch mit dem Pöbel von Xativa auch gelingen.“

Ich gab mir alle Mühe, ihn von diesem verwegenen Scherze abzubringen; aber umsonst. Er zog am folgenden Tag seinen Mönchsrock an,

nahm ein grosses Crucifix in die Hand, und gieng auf den Markt, wo bereits eine Menge Volks versammelt war. Ich folgte ihm von weitem nach, und sah, wie er den Tisch einer Obst-Verkäuferin bestieg, im Augenblick eine Menge Zuhörer um sich versammelt hatte, sich auf's heftigste an die Brust schlug, und folgendermaßen begann.

„Meine Brüder! Gott ist gerecht und barmherzig; aber er hat wenige Freunde unter euch; denn ihr gebt den Eingebungen des Teufels viel zu viel Gehör. Ich sehe unter euch viele Weiber, die an fremden Männern hängen, und sobald ein Weib einmal verliebt ist, so hat sie auch schon den Teufel im Leibe. Ich erblicke Männer unter euch, die allen Lastern und Sünden ergeben sind, Wucherer, die ihr schwarzes Innere hinter eine Heuchlers-Miene verbergen; Ehemänner, die ihre Frauen mishandeln; Weiber, welche ihre Männer betrügen; Kaufleute, die schlechte Waare über den Preis verkaufen;

Wirthe, die die Reisenden ausplündern — kurz auf allen Seiten, aus allen euren Gesichtern, grinzt mich die Sünde an. Unus erat toto naturae vultus in orbe *), sagt der Psalmist. Aber höret, meine Freunde, wie es einem dieser Heißhungrigen Gastwirthe einst ergangen ist. Ein heiliger Bischof, der sich auf der Reise befand, mußte in Pamplona über Nacht bleiben. Der Wirth, bei dem er einkehrte, freute sich über diesen Gast, aber nicht, weil er ein heiliger Mann war, nicht, weil er sich von seinem Segen viel Vortheil versprach, sondern, weil er ihn tüchtig an den Beutel zu hängen gedachte. Der Bischof war noch nicht angekommen, als der Wirth alles auf's beste zu seinem Empfang vorbereitete. Da wurden Hühner, Tauben, Truthähne, Kapaune, Spanferkel, geschlachtet, und eine Menge schöner Betten gerüstet. Aber wie erstaunte er, als der heilige Bischof endlich anlangte. Er hatte weiter kein Gefolge, als zwei arme Geist-

*) Ein Vers des Ovid.

lichen, und alle drei ritten auf erbärmlichen Eseln. Sie verlangten nichts, als zwei Schüsseln Gemüse, weil sie gewöhnlich zu fasten pflegten. Wie sehr fand sich der betrügerische Wirth in allen seinen Hoffnungen getäuscht! Indeß dachte er es an dem Bischof damit wiedereinzubringen, daß er ihn zwingen wollte, einen langen Aufenthalt in seinem Hause machen zu müßen. Er schnitt daher, während der Nacht, den drei Eseln, die die heiligen Männer mitgebracht hatten, die Köpfe ab. Am folgenden Morgen wollte der Bischof früh abreisen: aber siehe da, die guten Thiere lagen tod an der Erde. Man brachte dem heiligen Prälaten diese traurige Nachricht, und er, statt zu klagen, fing an, seine Gefährten zu trösten. Darauf ließ er den Wirth rufen, gieng mit ihm in den Stall hinab, und befahl ihm, die Köpfe der Thiere wieder an ihre Hälse anzunähen. Dieß geschah, der Bischof machte das heilige Kreuz über sie, und im Au-

genblick standen sie auf, und waren so lebendig, als je."

„Dieses Wunder, meine Brüder, fuhr Don Manuel fort; dieses Wunder setzt euch in Erstaunen, und Manche unter euch glauben es vielleicht nicht einmal. Allein ich glaube es, weil ich es glaube, und sage, wie der heilige Augustin: ich glaube es gerade, weil es abgeschmackt und unmöglich ist."

Die Zuhörer waren voll Erstaunen über die Beredsamkeit des Predigers, und ich, über seine Kühnheit. Aber er hatte noch nicht genug.

„Weiber, fieng er wieder an; ihr habt gesündigt, wie die heilige Magdalena, welche sieben Teufel im Leib hatte. Jesus Christus hat sie alle ausgetrieben; aber die eurigen nicht, und ich sehe, daß ihr eure Sünden alle wieder von Vorne anfangen werdet. Wißt ihr aber, warum der Erlöser Magdalenen vergeben hat? Weil sie aufrichtig Buße that, weil sie schöne blaue Augen, und einen allerliebsten Busen hatte.

Aber ihr, wie verschieden seid ihr Weiber von dieser reizenden Jüdin? Bereuet ihr eure Sünden, wie sie? Seid ihr schön, seid ihr jung, wie sie? Nein! Also bleibt euch nichts übrig, als nicht mehr zu sündigen, sonst wird Satan kommen, wie der heilige Chrysostomus sagt, und euch Maulschellen geben, wie sie der heilige Paulus erhielt. Glaubt mir daher, meine Brüder und Schwestern, ändert euer Leben, stehet ab von der Sünde, jaget den Satan von euch, und bewahret alle eure Flammen, eure Begierden, für Gott allein. Seht ihr ihn nicht auf seinem goldenen Throne sitzen, umgeben von seinen Engeln und den eilftausend Jungfrauen? Wenn eine einzige von diesen in's Meer spuckte, so würde all sein Salzwasser zu Honig werden. Ihr seht nichts davon, sagt ihr, ob ihr gleich alle eure Nasen gen Himmel streckt. Aber ich, ich sehe sie. Gnade, Gnade, Allmächtiger, halte deinen Bliz noch zurück! diese Sünder bereuen ihre

Vergehungen. Nieder auf die Knie! Stimmt das pange lingua an."

Wirklich stimmte Don Manuel diesen heiligen Gesang an, und alle Zuhörer fielen mit ein. Als sie geendigt hatten, fuhr er fort:

„Nun denn, meine Brüder, ihr gebet Jesus also euer Wort, nun in Heiligkeit zu leben? Ich nehme es für ihn von euch, und segne euch im Nahmen aller Heiligen."

Bei diesen Worten streckte er seine Arme aus, und gab der ganzen Versammlung den Segen.

„Noch ein Wort! beschloß er jetzt. Ich werde es nicht machen, wie meine Mitbrüder, und euch Almosen abfordern. Ferne sei das von mir; renuntio satanam. Habt ihr Geld, so behaltet es, um Brod und Kleider für euch und eure Kinder zu kaufen. Unser Kloster ist reich, wir haben guten Wein, gutes Eßen, vortrefflichen Appetit, und an Allem Ueberfluß. Ich wiederhole euch daher, behaltet euer Geld für euch und eure Familien!"

Jetzt stieg er von seinem Tisch herab, und verlor sich eiligst unter die Menge. Das Volk war viel erstaunter über seine Uneigennützigkeit, als über seine Beredsamkeit. Man rief: o der große Mann; er ist gewiß ein Heiliger; der ist nicht, wie unsre Mönche, denen unser Geld lieber ist, als unsre ewige Wohlfahrt!

Inzwischen verbreitete sich das Gerücht von dieser Predigt schnell durch die Stadt. Natürlich erfuhren es auch die Dominikaner, und diese schickten augenblicklich einige Mönche aus, um Erkundigungen von dem Prediger einzuziehen, welcher dem Volk gerathen hatte, sein Geld in der Tasche zu behalten. Ich näherte mich ihnen, und hörte sie zu einander sagen, man möchte ihn durch die Inquisition festsetzen lassen. Natürlich hatt' ich nun nichts eiligeres zu thun, als nach dem Wirthshaus zu laufen, und meinen Dichter von der Gefahr, die ihm drohte, zu benachrichtigen. Ich fand ihn, wie er sich eben mit einer Bouteille Wein gütlich that. So verwegen er vor-

her gewesen war, so furchtsam war er jetzt, als ich ihn auf seine Lage aufmerksam machte. Er eilte, was er konnte, zur Stadt hinaus, und hatte, als ich ihn endlich mit unsrer Calesche erreichte, bereits einen großen Theil der Tagereise zurückgelegt.

Drittes Kapitel.

Die Kraft der Mönchskutte.

Durch das schönste Land der Welt führte uns nun unser Weg. Ungeheure Palmbäume mit ihrer Früchte-Krone wechselten mit Orangen- und Zitronen-Bäumen. In den Gebüschen lachten die herrlichsten Blüthen. Durch die Thäler hin ergoßen sich krystallhelle Bäche, welche die üppigste Vegetation netzten. Ein wahrhaft azurner Himmel dehnte sich über uns. Von Zeit zu Zeit eröffneten sich die Aussichten nach dem Meer, oder nach fernen, kolossalen, Gebirgen. Don Manuel konnte gar nicht aufhören, das Lob seines schönen Vaterlands, zu preisen, und wünschte sich, daß sein Geist dereinst nirgends anders, als auf andalusischen Gefilden, herumirren dürfte.

Aber in diesem schönen Lande waren die

Gasthöfe, wo möglich, noch schlechter, als wir sie bisher angetroffen hatten. In Murcia, wo wir bei guter Zeit ankamen, um unser Nachtquartier zu nehmen, fanden wir blos ein Wirthshaus, das von Zigeunern unterhalten wurde, und einer wahren Hottentotten-Hütte glich. Ich konnte meinen Abscheu vor dieser Haushaltung nicht verbergen. „Seyn Sie ruhig, sagte Don Manuel; es ist noch hoch am Tage, und ich schwöre Ihnen bei Jupiters Bart, daß wir in dieser Mördergrube nicht schlafen werden.“ Er zog schnell seinen Mönchsrock an, bat mich, bis zu seiner Zurückkunft zu warten, und ging aus, sein Glück zu suchen.

Nach Verfluß einer Stunde kam er wieder zurück, und sagte mir, daß ich meine Uniform ausziehen, und mich in seinen Ueberrock werfen sollte. „Wir eßen und wohnen bei Donna Pepa Cascadilla, setzte er hinzu; einer sehr wohlhabenden Wittwe von vierzig Jahren. Aber

vergeßen Sie ja nicht, daß Sie mein Bruder sind."

„Aber warum das?" frug ich.

„Kommen Sie nur, antwortete er; Sie werden das Uebrige bald selbst errathen."

Erstaunt folgt' ich ihm nach. Wir kamen in ein hübsches Haus. Ein junges Dienstmädchen empfing uns, und führte uns in ein niedliches Zimmer, in welchem zwei schöne Betten standen. Die Wände waren mit Spiegeln geziert, und zwischen diesen eine Menge von Heiligen-Bildern befestiget. Neben den Betten hatte man eine kleine Nische angebracht, in welcher die Statue des heiligen Josephs, schön gekleidet, und mit einer reichen Perlenschnur geziert, stand. Fünf Lampen brannten um sie her.

Nach wenigen Minuten kam eine andre Magd, Namens Beatrix, das wahre Bild der kumäischen Sibylle. Sie brachte uns Chokolade und Confitüren. Wir ließen es uns wohl schmecken, und nun trat die Señora Pepa Cas-

cadilla selbst herein. Sie begrüßte uns mit einem Ave Maria purissima, und wir dankten mit dem sine peccado concebida. Diese Dame war von kleiner Statur, aber, für eine Spanierin, von ungewöhnlicher Wohlbeleibtheit. Kleine, lebhafte, Augen strahlten aus ihrem runden, blühenden Gesicht. Sie küßte Don Manuel die Hand, und er stellte mich ihr als seinen Bruder vor, der nach Cordova ginge, um da seine Hochzeit zu begehen. Sie wünschte mir Glück dazu, einen so heiligen Bruder zu haben, und lächelte mich freundlich an. Don Manuel kniete in eine Ecke nieder, um sein Brevier zu beten, und Donna Pepa war höflich genug, uns zu verlassen, um unsre Andacht nicht zu stören. Vorher bat sie aber um Erlaubniß, ihre Freundin, Donna Elvira, zum Eßen einladen zu dürfen.

„Ist sie eine Frau, frug Don Manuel, die der Religion, und ihren Säulen, den Mönchen ergeben ist?"

„Ja, sagte die Señora; sie beichtet jede

Woche, fastet alle Freitage, betet drei Rosenkränze täglich, und läßt niemand, als Mönche, in ihr Haus kommen."

„Ich sehe, sagte Don Manuel; dies ist eine Frau nach dem Herzen Gottes, die recht gut zu uns paßt."

„Ich will gehen, sprach Donna Pepa, und Ihnen der alte Beatrix schicken, um das Zimmer in Ordnung zu bringen."

„Nein, ich bitte Sie, rief Don Manuel, lassen Sie lieber die Anna kommen; (dies war das junge Dienstmädchen) der Anblick von Beatrix durchschneidet mir das Herz. Sie hat eine solche Aehnlichkeit mit meiner Tante Hecuba, die kürzlich, nachdem sie alle ihre Kinder verloren, und ihr Haus in Flammen aufgehen gesehen, gestorben ist. Und was mir das quälendste ist, sie starb, ohne vorher gebeichtet zu haben. Das war ein großes Unglück, ich liebte sie so zärtlich, und wenn ich Beatrix sehe, so möchte mein Herz bluten."

Als wir wieder allein waren, mußte ich laut auflachen. „Beim Sanct Jupiter, und Sanct Franciskus, rief Don Manuel; nicht wahr, ich habe uns gut gebettet? das ist die große Kraft der Kutte, des wahren Horns des Ueberflußes! wer sie trägt, dem geht es gut in dieser, und in jener Welt."

„Ich bewundre mehr Ihre Gewandtheit, sagte ich, als die Kraft Ihrer Kutte. Durch welchen Geniestreich haben Ew. Hochwürden denn das fromme Herz der rüstigen Wittwe gerührt?"

„Das will ich Ihnen erzählen. Nachdem ich Sie bei den Zigeunern verlaßen hatte, durchlief ich mehrere Straßen, bis ich an dieses Haus kam, das mir auf den ersten Blick besonders wohl gefiel. Ich erkundigte mich bei dem Bäkker hier gegenüber, wem es gehörte, und erfuhr den Namen und die frommen Eigenschaften unsrer Wirthin. Ich klopfte also gleich an die Thüre. Die alte Beatrix öffnete sie, und führte mich mit der, meiner Kutte schuldigen, Ehrfurcht

zu ihrer Gebieterin. Mit gesenkten Augen und dem demüthigsten Anstand von der Welt trat ich zu ihr hinein. Die Neuheit meines Gesichts schien sie in einige Verlegenheit zu setzen; indeß bat sie mich Platz zu nehmen. Sie sprach kein Wort, und so fing ich denn an: Sie sind die Señora Pepa Cascadilla? — „Ja, mein ehrwürdiger Herr," war die Antwort. — „Sie haben einen so großen Ruf von Tugend und Frömmigkeit, fuhr ich fort, daß Ihr guter Geruch bis zu mir gekommen ist." — Bei diesen Worten sah ich ihr ganzes Gesicht von Eitelkeit strahlen. — „Ich sehe, daß ich um den Zweck meiner Sendung zu erfüllen, mich an niemand beßer wenden kann, als an Sie, und wenn Sie mir heilige Verschwiegenheit geloben, so will ich Ihnen den geheimen Zweck meiner Sendung mittheilen." — Ein Geheimniß für ein Weib, Sie können denken, wie sich ihr Gesicht jetzt so freundlich öffnete. Sie schwur mir bei der heiligen Jungfrau und beim heiligen Joseph ewiges

Schweigen. „Nun denn, sagte ich ihr leise in's Ohr; ich komme von Rom, und bin von Sr. Eminenz, dem General meines Ordens, nach Spanien geschickt, um mich unter der Hand nach der Aufführung der Dominicaner von Valencia und Murcia zu erkundigen. Man hat ihm eben nicht die beste Schilderung von ihnen gemacht, und ich bitte Sie nun, mit derselben Freiheit mit mir zu reden, mit welcher die heilige Therese mit dem lieben Gott gesprochen hat.“ — „Ich sehe, antwortete mir Donna Pepa; daß die Verläumdung ihren Gift bis nach Rom getragen hat. Es ist wahr, daß unsre Dominikaner viel zu den Damen gehen; allein es geschieht nur, um sie auf dem Wege zum Heil zu leiten, um ihre Beichte zu hören, über ihre Aufführung zu wachen, und sie in ihren guten Vorsätzen zu unterhalten und zu stärken. Es kommen viele dieser frommen Väter auch zu mir; aber es hat nie einer andre, als die frömmsten, Gesinnungen gezeigt.“ — „Ich glaube Ihnen völlig, erwiederte ich, und

werde gewiß nicht unterlaßen, Sr. Eminenz die Dienste, die Sie mir durch Ihre Offenherzigkeit geleistet, und Ihre Frömmigkeit und Tugenden zu rühmen. Ich kehre also in mein Wirthshaus zurück, das freilich würdiger wäre, den Judas Ischarioth zu beherbergen; denn zu meinen Brüdern, den Dominikanern, darf ich nicht gehen, da ich das strengste Incognito beobachten muß. Nun bot mir Donna Pepa ihre Wohnung an, die ich erst, wie Sie denken können, ausschlug, aber nach und nach mich bereden ließ, anzunehmen, besonders da sie auf meine Schwierigkeit, meinen Bruder nicht zu verlaßen, auch Sie einlud."

Viertes Kapitel.

Sehr erbaulichen Inhalts.

„Vergeßen Sie nicht, sagte Don Manuel zu mir, daß ich der Pater Manuel Aesop bin. Ich denke, dieser Name paßt nicht übel für mich. Man wird uns nun bald zum Eßen rufen, und da müßen wir die Comödie vollends zu Ende spielen."

„Ich habe zuvor schon Ihre hohen Verwandtschaften in Griechenland bewundert, gab ich ihm scherzend zur Antwort; und freue mich nun, Sie unter einen Namen zu kennen, zu welchem Ihnen Ihr Verstand und Witz alles Recht geben. Nur fürcht' ich, daß die Bewohner von Murcia am Ende nicht so wohl mit Ihnen zufrieden sein werden, als die von Delphi mit Ihrem griechischen Namens-Bruder."

„Laßen Sie das gut sein, sprach Don Ma-

nuel; Sie sehen, ich habe Sie so gut einquartiert, als es Sancho Pansa auf der Insel Barataria war.“

Ueber unsrem Gespräch kam das junge Dienst-Mädchen, um uns zum Eßen zu rufen. Bei ihrem Anblick vergaß Bruder Aesop beinahe seine Gravität, und ich mußte ihn daran erinnern, daß wir nicht mehr in der Zeit von Abraham lebten, wo die Mägde noch ganz zu der Haushaltung gehörten.

Die beiden Damen warteten bereits auf uns. Donna Elvira war eine Frau, die nahe an den Funfzigen stand. Indeß verriethen ihre Augen und alle Bewegungen ihres Gesichts, daß sie in beßern Zeiten den Dienst der Liebe recht gut mit dem Dienst der Religion zu vereinigen verstanden hatte. Don Aesopus erhielt den Platz zwischen Beiden. Die besten Bißen wurden für ihn herausgesucht, und ich wurde nur so nebenher auch mit Höflichkeit behandelt.

Eine kürzlich, in Sevilla vorgefallene Ge-

schichte, brachte das Gespräch auf die Engel der Hölle. Man hatte ein junges Mädchen daselbst verbrannt, welches angeklagt worden war, daß der Satan bei ihr geschlafen habe. Donna Pepa frug: ob es möglich sei, sich in den bösen Geist zu verlieben?

„Ja, sagte Don Manuel, die Weisen und Kirchenväter, von Socrates an bis auf Melanchthon herab, haben alle an männliche und weibliche Teufel geglaubt, und man hat einst einen alten Mann von achtzig Jahren in Rom verbrannt, weil er die Hälfte seines Lebens über Unzucht mit einer Teufelin getrieben hatte. *) Man muß gestehn, der Herr der Finsterniß ist sehr gefährlich für Ihr Geschlecht; wäre ich inzwischen in Sevilla gewesen, ich wollte das arme Mädchen bald von seiner höllischen Leidenschaft geheilt haben."

„Und wie hätten Sie das angegriffen?" frugen die Damen erstaunt.

*) Pico von Mirandola erzählt diese Geschichte.

„Die Kur ist ganz einfach. Man nimmt einige Loth Nießwurz, gießt heißgemachtes Weihwasser darüber, und giebt solchen Unglücklichen alle halbe Stunden ein Glas von diesem Trank zu trinken. So hat der Pater Metampus einst die Töchter des Proetus geheilt, welche auch in den Teufel verliebt waren. Dieses Mittel hat überdieß sonst noch andre Vortheile, und ich möchte meinem Bruder wohl rathen, es zu gebrauchen, ehe er sich auf dem stürmischen Meer der Ehe einschifft, wie er im Begriff ist, zu thun. Hätte Sanct Antonius diesen Trank gekannt, er würde gewiß nicht so viel von den Versuchungen des Teufels zu leiden gehabt haben."

„Ich habe nie von dieser Pflanze und von ihren wunderbaren Kuren gehört;" sagte Donna Pepa.

Diese Unterhaltung wurde durch ein paar Haselhühner unterbrochen, welche auf den Tisch kamen. „Sie sehen aus, bemerkte Don Manuel, als ob sie der Rabe gebracht hätte, welcher dem

heiligen Antonius in der Wüste Brod zu bringen pflegte. Nun denn, wir wollen St. Paulus Lehre folgen, welcher sagte: suchet keine Leckerbißen; aber genießet sie, wenn sie da sind. Wißen Sie auch, meine frommen Schwestern, wie sehr der heilige Franziskus die Thiere liebte? Es nannte sie nur seine Brüder. Einst trug man ihm einen Hasen auf. Mein Bruder Hase, sagte er: warum hast du dich denn fangen lassen? Zu den Schwalben sprach er: meine Schwestern, ihr habt zuviel geplaudert. Einst rief er einer Grille; sie kam sogleich, und setzte sich auf seine Hand. Nun, Schwester Grille, sagte er zu ihr; preise Gott durch deinen Gesang! und sogleich fieng das Thierchen an, das Lob des Herrn zu singen. Wie Schade ist es, daß dieser große Heilige nicht von meinem Nießwurz-Trank getrunken hat!"

Die beiden Damen hörten Don Manuel mit Bewundrung zu, und tischten auch ihrer Seits einige Wundergeschichten auf. Dadurch kam

mein Dichter nur immer beßer in den Zug. „Ich will Ihnen ein Wunder erzählen, fing er an, das sich in Rom unter der Regierung Pabst Julius II., heiligen Andenkens, zugetragen hat. Eine Nonne, Namens Claudia, war ungerechter Weise angeklagt worden, daß sie das heilige Gelübde der Keuschheit verletzt hätte. Während man über die Wahrheit dieser Anklage Untersuchungen anstellte, lief ein großes Schiff in der Tiber auf den Sand. Mehrere tausend Menschen waren vergebens beschäftiget, es wieder flott zu machen. Da kam Schwester Claudia vorüber. Sie bindet ihren Rosen-Kranz an das Schiff, und zieht es so leicht von der Stelle, als ob es nur ein Handschuh gewesen wäre. Ganz Rom war Zeuge dieses Wunders, und Jedermann sah es natürlich für einen Wink des Himmels an, daß Schwester Claudia unschuldig sei.“

So führte Don Manuel noch manche ähnliche Geschichten aus den Zeiten der Römer und

Griechen an, die er mit der größten Laune von der Welt zu Legenden zustutzte. Die Damen waren ganz Ohr bei seinen Erzählungen, und küßten ihm, als wir endlich aufstanden, die Hand mit so viel Ehrfurcht, als ob er ein Kirchen-Vater gewesen wäre.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung.

Don Manueln behagte es so wohl bei unsrer frommen Dame, daß er mich bat, den folgenden Tag noch in Murcia zu bleiben. Wir werden nicht sobald wieder ein Quartier finden, wie dieses, sagte er; laßen Sie uns die gute Zeit genießen. — Ich verstand mich sehr ungern dazu.

Am andern Morgen machten wir einen Spaziergang nach den reizenden Umgebungen der Stadt. Da begegnete uns ein feister Dominikaner in Gesellschaft von zwei hübschen jungen Frauen. Don Manuel wollte ihm ausweichen; allein er kam gerade auf uns zu, und redete ihn an, da er ihn, nach seiner Kleidung, für ein Glied seines Ordens hielt. Don Manuel antwortete ihm in lateinischer Sprache. Ich aber nahm sogleich das Wort, und sagte, daß er

ein Deutscher wäre, und daß er auf lateinisch mit ihm sprechen müßte. — Das freut mich, antwortete der Mönch? allein ich habe gegenwärtig keine Zeit zu verlieren. Wahrscheinlich geht er nach Madrid, und da wünsch' ich ihm eine glückliche Reise.

Wir waren froh, seiner so gut wieder losgeworden zu sein, und gingen nach Hause. Wir fanden das Eßen schon bereit; Don Manuel sprach das Benedicite, und wir setzten uns mit unsere beiden Devoten wieder zu Tische.

Nach einiger Zeit fing Don Manuel an: „ich sehe denn doch, daß die Sitten meiner Mitbrüder hier nicht so rein sind, wie ich geglaubt habe. Die Alten unter ihnen sitzen lieber bei einem guten Tisch und hinter vollen Schüßeln, als im Chor. Die Jüngere besuchen die Weiber, leiten ihr Gewißen, aber Gott weiß, wie? Sollten Sie es wohl glauben, meine frommen Schwestern? Wir begegneten diesen Morgen einem Dominikaner mitten unter zwei hübschen Frauen,

er war feist, wie ein Kapaun, und stark, wie ein Ochse. Welche Frechheit, welch' ein Aergerniß! führten sich die Basile, die Antone, die Bruno's so auf? Und dennoch glauben sie sich die Auserwählten des Herrn! Ja, auserwählt, wie ich, der ich nur ein armer Sünder bin. Aber ich will das unserm General anzeigen; er wird sie gewiß samt und sonders ein paar Jahre auf Waßer und Brod setzen. Es wird ihnen ganz gut bekommen, wenn ihre dicken Bäuche ein bischen zusammenschmelzen."

Donna Pepa bat um Gnade für sie, und sagte, der Mönch, den er gesehen, sei zuverläßig der Bruder Gabriel. „Er ist in allgemeiner Achtung in der Stadt, setzte sie hinzu, er predigt, so oft man es verlangt, hat bereits zwei Juden bekehrt, und ist ein wahrer Apostel."

„Meine Damen, erwiederte Don Manuel, ich habe nie gehört, daß die heiligen Apostel mit hübschen Frauenzimmern spatzieren gegangen sind. Die heilige Thecla begleitete St. Paul zwar in

Mannskleidern auf seinen Reisen; allein sie war eine Heilige, und noch recht häßlich obendrein. Ich will den Bruder Gabriel zwar, auf Ihre Bitte, bei Sr. Eminenz nicht angeben, aber ich fürchte dennoch, daß er es über kurz und lang erfährt, und daß das ganze Kloster alsdann dadurch zu leiden hat. Auf jeden Fall, müßen Sie gestehn, ist der Umgang mit Frauenzimmern gefährlich für den, der auf dem Wege des Heils wandeln will. Sie wißen wohl nicht, wie es dem heiligen Thomas von Aquino gegangen ist? Seine Brüder, die ihn wegen seiner Frömmigkeit beneideten, schickten einst ein junges, hübsches Mädchen in seine Zelle. Ihre Reize, gestand er selber, machten Eindruck auf ihn, und er fing bereits an, zu fühlen, daß sein Blut sich erwärme. Da ergriff er in der Angst seines Herzens einen Feuerbrand aus dem Kamin, stürzte damit auf die Schöne zu, und jagte sie zur Thüre hinaus. — Soll ich Ihnen noch ein anderes ähnliches Beispiel von dem heiligen Xe-

nocrates anführen? Einst lockte ihn eine sehr schöne Frau, Lais genannt, an ihren Putztisch. Sie wendete alle mögliche Mittel an, ihn durch ihre seltenen Reize zu verführen; allein Sanct Xenocrates blieb kalt, wie Eis."

„Wir kennen diesen Heiligen nicht in Spanien," bemerkten die Damen.

„Das glaub' ich wohl, erwiederte Don Manuel, er ist ein Nachkomme von Don Japeth, der sieben Söhne hatte, welche die Inseln im mittelländischeo Meer bevölkerten. Sanct Xenocrates stammte in gerader Linie von dem ältesten Sohne, Gomez, ab. Er wurde von den Türken am Ufer des Pontus Euxinus getödtet, der daher auch den Namen des schwarzen Meeres erhalten hat. Sie wißen wohl auch vom rothen Meer, durch welches Moses mit den Israeliten zur Zeit der Ebbe trockenen Fußes gezogen ist? Nun, dieses Meer hat seinen Namen davon bekommen, daß es zur Zeit der Verfolgungen vom Kaiser

Diokletian durch das Blut von zehntausend Märtyrern geröthet worden ist."

Ueber diesen erbaulichen Gesprächen vergaßen die beiden frommen Damen ihr Mittagsschläfchen. Ich erinnerte sie daher daran, und bemerkte ihnen, daß Bruder Aesop sein Brevier beten müßte.

Wir standen also auf, und gingen auf unser Zimmer. Ich wünschte Don Manuel Glück zu seinem Erfindungsgeist, mit dem er den Himmel wieder um einige Heilige bereichert, und zwei Meere gefärbt hatte.

„Fabeln um Fabeln! sagte er. Die Meinigen sind immer so viel werth, als die von so vielen Geschichtschreibern. Die Lüge ist dem Menschen nöthiger, als die Wahrheit. Indeß müßen wir jetzt an unsre Abreise denken. Länger dürfen wir nicht bleiben, denn sonst kommen mir die frommen Brüder auf die Spur.

Wir setzten daher unsere Abreise auf den fol-

genden Tag fest, und Don Manuel blieb zu Hause, während ich ausging, um ein Fuhrwerk für uns zu bestellen, und einen kleinen Thierknochen zu suchen, wozu er mir den Auftrag ertheilt hatte.

Ich wußte nicht, was er damit machen wollte. Erst bei unserm Abschied von Donna Pepa, die uns den ganzen Wagen mit Wein und Speisen füllen ließ, erfuhr ich es. Er gab ihr den Knochen in einem kleinen Schächtelchen zum Beweise seiner Achtung und Dankbarkeit, und nannte ihn eine Reliquie vom heiligen Stephanus. Nach seiner Versicherung hatte er sie von dem Cardinal, Cäsar Borgia, bei seiner Abreise, zum Geschenk erhalten. Er schrieb ihr die Kraft zu, den Satan zu verscheuchen, und überhaupt alle bösen Gedanken zu vertreiben.

Donna Pepa wagte es kaum, solch' ein kostbares Geschenk anzunehmen. Wir verab-

schiedeten uns von ihr, und fuhren am schönsten Morgen von der Welt durch die Thore von Murcia.

Sechstes Kapitel.

Eine neue Bekanntschaft, welche mancherlei Folgen hat.

Es war eine völlige Gebirgs-Einöde, durch welche wir heute kamen. Wir sollten an diesem Tage Carthagena noch erreichen, aber der Weg war so schlecht, daß unser Fuhrmann, wie es Abend wurde, vor einer Einsiedelei stille hielt, und uns versicherte, seine Thiere vermöchten nicht weiter zu gehen.

Mit Mühe entschloßen wir uns endlich, den Einsiedler um ein Nachtquartier zu bitten. Wir klopften an seine Thüre, und augenblicklich erhob sich ein fürchterliches Hundegebell. Mein Dichter, der eben nicht zu den Muthigsten gehörte, fing bereits an, zu zittern; da öffnete sich ein Fensterchen, und der Eremite frug uns: was wir verlangten, und wer wir seien?

Wir antworteten ihm auf beides so befriedigend, daß er augenblicklich die Thüre öffnete. „Sie kommen unter das Dach der Armuth, sagte er, und werden eine schlechte Mahlzeit machen. Ich habe nur wenige Bedürfniße, und nehme keine Almosen.“

Unser Wirth hatte zwar ein altes, abgetragenes, Gewand an, auch bedeckte ein großer schwarzer Bart die Hälfte seines Gesichts; doch glaubten wir in diesem Züge zu erkennen, die ihn über die gewöhnliche Claße spanischer Eremiten erhoben, welche, in der Hefe des Volks geboren, aus bloßer Trägheit eine Lebensart erwählen, in welcher sie, neben aller Achtung, die ihnen der Pöbel beweist, alle ihre Lüste und schlimmen Neigungen befriedigen können.

Da haben Sie also wahrscheinlich einen kleinen Garten, frug ich ihn, in welchem Sie Ge- Gemüse und Wurzeln zu Ihrem Unterhalt pflanzen?

„Nein, erwiederte er; für einen Garten ist

die ganze Gegend zu steinigt und rauh. Mein Pinsel ist es, durch den ich mir das Wenige, dessen ich bedarf, verschaffe. Ich male kleine Bilder von Heiligen, und besonders von Madonnen, die ich dann in Carthagena verkaufe. Freilich bin ich kein Velasquez, und kein Castillo; aber mein geringes Talent ernährt mich wenigstens."

Ich sagte ihm, daß mein Begleiter ein Dichter sei, und in gerader Linie von dem großen Maler Castillo abstamme, deßen Namen er auch trage.

Diese Nachricht freute den Einsiedler sehr. „In der That sprach er: es thut mir sehr leid, daß ich zwei so würdige Gäste nicht beßer bewirthen kann. Indeß sollen Sie haben, was in meinem Vermögen ist.

Er trug nun auf den steinernen Tisch Brod, Käse und getrocknete Pflaumen auf, tröstete uns aber durch den Anblick einer alten Bouteille Mallaga-Wein. Don Manuel hatte auch kaum ein Glas davon getrunken, so wurde ihm schon

hochpoetisch zu Muthe. Er sang eine Dithyrambe aus dem Stegreif, deren Gegenstand des Patriarchen Noah erstes Räuschchen war. Wir wurden wirklich recht fröhlich. Es kam eine Bouteille weiter zum Vorschein, und mit ihr vermehrten sich Scherz, Laune und Offenherzigkeit. Unser Wirth gestand uns, daß ihn nicht Frömmigkeit, sondern Unglück, und Ekel an den Menschen, in diese Einödde getrieben haben. Er versprach, uns am folgenden Morgen seine Geschichte zu erzählen, und so legten wir uns mit ziemlich warmen Köpfen auf die Erde schlafen.

Don Manuel fand dieses Lager etwas hart, und gestand, daß die Dichter unrecht hätten, den Großen der Erde ihre weichen Betten nicht zu beneiden, wie sie so oft versicherten. Mir kam das nun freilich auch so vor; allein nach einem langen Gebet, welches mein Dichter an Gott Morpheus schickte, schlief ich am Ende doch ein.

Siebentes Kapitel.

Schmerzen der Liebe.

Am andern Morgen begann der Einsiedler die Erzählung seiner Lebensgeschichte.

„Ich bin in einer alten kastilischen Familie geboren, fing er an. Mein Vater, der keinen anderen Genuß kannte, als die Befriedigung seines Ehrgeizes, war einer der emsigsten Höflinge Ferdinands VI. Nach zwanzig Jahren des ängstlichsten und oft demüthigendsten Dienstes, erhielt er endlich die Granden-Würde, und als er seinem Tode nahe war, ihre höchste Stufe, sich vor dem König bedecken zu dürfen. Ich wurde so früh als möglich von ihm an den Hof gebracht, und trat in zarter Jugend, schon als Fähndrich, unter die Garden.

Ich mochte etwa sechzehn Jahre alt gewesen sein, als ich eines Abends auf dem Prado in

Madrid spatzieren ging. Da erblickte ich zwei Frauenzimmer, welche Mutter und Tochter zu sein schienen, und über einen kleinen Hund, der ihnen entlaufen war, in höchster Angst sich befanden. Die Schönheit und der Schmerzensausdruck der Jüngern rührte mich in der Seele. Ich trat zu ihnen, ließ mir das Thier beschreiben, und lief fort, um es zu suchen. Ich sah einen großen Kerl aus dem Pöbel, welcher den Hund auf dem Arm hatte, und eiligst damit fortlief. Ich hielt ihn an, und zwang ihn, mit dem Degen in der Faust, mir seinen Raub zu überlaßen. Welche Freude ich den beiden Damen machte, als ich mit ihrem Liebling wieder zurück kam, können Sie sich denken. Die Jüngere machte mir die wärmsten Danksagungen, und ich war so verloren in ihre Schönheit, daß ich ihr kaum zu antworten vermochte. Indeß hatte ich wenigstens so viel Besinnung, ihr und ihrer Mutter anzubieten, sie nach Hause zu begleiten. Dies wurde angenommen, und unter-

weges erfuhr ich, daß sie die Frau und Tochter des Malers Moreno waren, und daß letztere seine einzige Tochter Francisca sei. Ich sagte der Mutter, daß ich ein großer Freund der Malerei wäre, und mich seit einem Jahre mit sehr großem Vergnügen mit dieser Kunst beschäftigte. Ich würde sehr gern Unterricht bei Ihrem Gatten nehmen, wenn er sich dazu verstehen möchte. Donna Catalina versprach mir, mit ihm davon zu reden, und erlaubte mir am andern Morgen, seine Antwort bei ihr zu holen."

„Ich will mich bei Erzählung dieses neuen Verhältnißes, d ßen Ausgang Sie ohnedies schon vorausgesehen haben, ganz kurz faßen. Meine Liebe zu Franzisca nahm mit jedem Tage zu; ich entdeckte immer größere Vollkommenheiten des Geistes und des Herzens an ihr, und sah bald ein, daß ich ohne sie nicht würde leben können. Ich gestand meiner Mutter daher meinen Zustand, und erhielt endlich, da sie einsah, wie ich nicht mehr auf andere Gesinnungen zu bringen

war, das Versprechen von ihr, mit meinem Vater über meine Herzensangelegenheit zu reden. Dies geschah; aber mein Vater war unerbittlich. Er würdigte mich nicht einmal, ein Wort mit ihm zu sprechen, ließ alle meine Schritte beobachten, und mich endlich, da er meine ununterbrochenen Besuche in dem Hause des Malers erfuhr, in strengen Arrest setzen; wobei er mir sagen ließ, daß ich so lange meine Freiheit nicht erhalten würde, bis mein Wahnsinn geheilt wäre. Bei diesem Beschluß verharrte er unerschütterlich. Ich durfte mit niemand sprechen, als mit einem alten Franziskaner, zu dem er Zutrauen hatte, und der mich zuweilen besuchte, um mich auf andere Gedanken zu bringen. Meine Gefangenschaft fing an, mir schrecklich lästig zu werden, besonders, da meine Liebe durch sie nur immer heftiger und quälender wurde. Umsonst versuchte ich es, alle Soldaten, welche die Wache vor meinem Zimmer hatten, zu bestechen. Nicht ein einziger wankte, und so mußte ich denn

auf

auf andere Mittel sinnen, um mich in Freiheit zu setzen."

„Ich fand endlich eines, das ich auch bei der der ersten Gelegenheit in Ausführung brachte. Als mich der Franziskaner, den mein Vater zuweilen zu mir schickte, wieder besuchte, verriegelte ich schnell die Thüre vor ihm, und setzte ihm einen Dolch auf die Brust. „Ihr Leben ist in meiner Hand, sagte ich ihm, das meine hat keinen Werth für mich; Sie können uns beide also nicht anders retten, als indem Sie sich gefallen laßen, Ihre Kutte auszuziehn und sie mir überlaßen." — Der Mönch verstand sich endlich dazu, als er sah, daß ich Ernst machen wollte. Ich warf mich in seine Kleider, schloß den Franziskaner ein, uud ging ungehindert durch meine Wachen durch."

„Mein erster Gang war in Moreno's Haus, und mein erstes Wort, die Hand seiner Tochter, augenblickliche Vermählung, und Flucht mit ihr aus Madrid. Nach langen Bedenklichkeiten wil-

ligte er endlich ein. Ich versteckte mich den Tag über bei einem meiner Freunde; dieser verkaufte meine Juwelen, schaffte mir noch sonst Geld an, und macht die Anstalten zu unserer Flucht. In dem Augenblick der Abreise segnete mich ein Priester mit meiner Geliebten vor dem Altar ein, wir verließen Madrid, und kamen ohne Unfall nach Lißabon."

„Ich sage Ihnen nichts von dem Glück, das ich in meiner Verbindung fand; denn vergebens würde ich Worte genug suchen, um es zu beschreiben. Selbst, als mein Geld zu Ende war, fühlte ich keine Verlegenheit, sondern nahm zur Malerei meine Zuflucht, die uns ganz anständig nährte, und mir die Ueberzeugung gab, daß der Mensch nie glücklicher ist, als wenn er durch Arbeit oder Talente sich seine Bedürfniße selbst gewinnt."

„So verstrich ein Jahr, während deßen auch keine Wolke am Horizont meines Glücks aufstieg. Endlich erhielt ich, von Madrid aus, Nach-

richt, daß mein Vater gestorben sei, mich aber enterbt habe. Jetzt erst kam mir der Gedanke, welche schönen Tage ich meiner Franziska machen könnte, wenn ich Herr des Vermögens wäre, das mir meine Geburt bestimmt hatte. Ich reiste daher mit ihr nach Madrid, und fing einen Proceß mit meinem Bruder an. Nach drei Jahren gewann ich einige Trümmer meiner ansehnlichen, väterlichen, Besitzungen, und mit diesen zog ich nach Toledo, weil ich da glaubte, mit geringeren Kosten meinem Stande gemäß leben zu können."

„Ich fing an, ein Haus zu machen, und sah alle gute Gesellschaft der Stadt bei mir. Franzisca gefiel allgemein, und ich hätte recht glücklich leben können, wenn mein Aufwand nicht über meine Kräfte gewesen, und ich frei von Argwohn gegen die Treue meiner Gattin geblieben wäre. Der Graf von Avila, ein junger, sehr reicher Mann, kam eben von seinem langen Aufenthalt in Frankreich zurück. Er brachte die gesellschäftliche Bildung mit, die ein Spanier sel-

ten erwirbt, wurde aber von seinen Landsleuten gar nicht geliebt, weil er sein Vaterland verachtete. „Spanien, sagte er oft, ist um zwei Jahrhunderte hinter den meisten europäischen Ländern zurück. Das höchste Glück eines Spaniers besteht darin, während der Mittagshitze zu schlafen, Abends in der Kühlung spatzieren zu gehen, Chocolade zu trinken, die Kirche zu besuchen, und eine Liebschaft zu haben.“

„Diese seine Denkungsart, die er gar nicht verbarg, zog ihm manche Verdrießlichkeiten zu, aus denen er sich indeß immer als ein Mann von Ehre und Character herauszog. Mir war sie gleichfalls zuwider, aber noch mehr war es mir die Emsigkeit, mit der er sich um die Freundschaft meiner Frau bewarb. Unerachtet ich nie einen gegründeten Verdacht gegen sie schöpfen konnte, wuchs meine Eifersucht doch mit jedem Tage. Ich suchte ihr meine Stimmung zu verbergen; aber vergebens. Wenn sie mich mit der größten Zärtlichkeit nach dem Grunde

meiner finstern Laune frug, so sprach ich ihr immer von dem Zustande unsers Vermögens, von dem großen Namen, den ich trüge, und den ich nicht unterstützen könnte. Sie schlug mir vor, wieder in die Dunkelheit zurückzukehren, und zu meinen Pinseln meine Zuflucht zu nehmen. Diese Aeußerung richtete mich wieder auf, und wir kamen mit einander überein, ihren Gedanken auszuführen. Schon waren die Vorbereitungen dazu gemacht, als die Vertraulichkeit des Grafen mit meiner Frau meinen Argwohn auf's Neue aufregte. Ich beschloß daher, sie auf eine entscheidende Probe zu stellen, und schützte eine Reise vor, um sie auf einige Tage zu verlaßen, in der That aber nur, um sie zu beobachten."

„Ich ging also, nachdem sie zärtlichen Abschied von mir genommen hatte, aus meinem Hause, verließ aber Toledo nicht, sondern stellte mich, tief in meinen Mantel eingehüllt, in die nächste Straße, wo ich meine Wohnung nicht aus dem Auge verlor. Kaum hatt' ich diese ver-

laßen, als das Kammermädchen meiner Frau herauskam. Ich folgte ihr von weitem nach, und fand, daß sie zu dem Grafen von Avila ging. Nun war mein Argwohn gerechtfertigt. Ich kehrte wieder auf meine vorige Stelle zurück, und wartete mit dem Degen in der Faust auf meinen Feind. Er zögerte auch nicht lange, und trat, wie ich glaubte, strahlend vor Freude, einher. Ich, außer mir, stürzte auf ihn los. Er wollte sprechen, allein ich nöthigte ihn, den Degen zu ziehn. Er führte ihn bloß zu seiner Vertheidigung, und ich rannte ihm, nach einigen Augenblicken von Gefecht, mein Gewehr in die Brust."

„Er fiel todt nieder, und ich verließ augenblicklich Toledo. Als ich an den Tajo kam, stand ich eine Zeitlang an, ob ich einem Leben, das nach dem Verlust meiner Franzisca keinen Werth mehr für mich hatte, nicht in seinen Wellen ein Ende machen sollte. Eine Stimme in meinem Innern sprach dagegen, und so zog

ich weiter, entschloßen nach Valencia zu gehen, und da als Karthäuser meine Tage zu beschließen."

„So kam ich nach Carthagena, wo ich einige Zeit ausruhte. Während ich einmal durch eine Straße ging, kam ein großer Hund auf mich zu, deßen Augen mich um Schutz anzuflehen schienen, denn ein Bäcker, dem er ein Brod gestohlen hatte, lief wüthend mit einem großen Prügel hinter ihm her. Ich nahm mich des armen Thieres an, bezahlte dem Manne sein Brod, und von da an wich der Hund nicht mehr von meiner Seite. Es ist derselbe, den Sie hier zu meinen Füßen liegen sehen, und er hat mich bereits einmal von Räubern gerettet, die Nachts in meine arme Hütte eingebrochen waren."

„Mit diesem neuen Freund verließ ich Carthagena, um nach Valencia zu gehen. Als ich an dieser Einsiedelei vorbei kam, hört' ich das Aechzen eines Sterbenden in derselben. Ich trat hinein, und fand einen alten Eremiten in den

letzten Zügen liegend. Er winkte mir, ihm sein Crucifix zu reichen; ich gab es ihm, und so verschied er. Ich sah den Tod des Greises für einen Wink der Vorsehung an, begrub ihn, und nahm die Einsiedelei in Besitz, in der ich meine Tage zu endigen gedenke; denn für ein so tief verwundetes Herz, wie das meinige, giebt es keinen Trost, als die Einsamkeit an einem Ort, wo einen die starre, wilde Natur so selten als möglich an schönere Gegenden, und mit ihnen an beßere Zeiten, erinnert."

Achtes Kaiptel.

Des Dichters Wunderkuren.

So endigte Don Ambrosio — dies war der Name des Eremiten — seine Erzählung. Wir hatten während derselben ein mäßiges Frühstück zu uns genommen, und zögerten also nicht lange, uns auf den Weg zu machen. Bei'm Abschiede riethen wir ihm noch, wieder in die Welt zurückzukehren; allein er schien entschloßen, seine Tage in der Einsamkeit zu beenden, und so beurlaubten wir uns auf Leben und Tod von einander.

„Sie müßen doch gestehen, sagte Don Manuel unterweges zu mir, daß die Welt ein rechtes Narrenhaus ist. Don Ambrosio lebt wie ein Bär in der Wildniß, um sich für die Untreue seines Weibes zu bestrafen. Sein Vorgänger blieb zwanzig Jahre lang in dieser Höhle, in ei-

nem Sarge liegend, um auf das Paradies zu warten. Ein Fanatiker verdammt sich mit Jugend, Gesundheit und Vermögen zur Unthätigkeit und zum Schweigen in einer Karthause, weil er glaubt, daß es Gott gefalle, wenn die Menschen wie die Orang-Utangs leben. Ein Großer, den das Glück mit allen seinen Gaben überschüttet hat, der Landgüter und Schlößer genug besitzt, um mit Horaz sagen zu können: hic vivo et regno, weiß nichts beßeres zu thun, als nach Madrid zu eilen, im königlichen Pallast herumzukriechen, und Zeit, Freiheit und Ruhe aufzuopfern, um die Ehre zu haben, an den Gallatagen dem Monarchen die Hand zu küßen, und mit dem Hut auf dem Kopf vor ihm da stehen zu dürfen. Da lob' ich mir die Kinder des Apollo! die machen bloß den Musen und ihrer Geliebten den Hof, leben immer in den himmlischen Regionen, und sind mit sich und ihren Versen zufrieden!"

Mein Dichter hätte vielleicht noch länger in

seiner Begeisterung fortgefahren, wenn ihn die Stöße des Wagens nicht aus derselben geweckt hätten. Der Weg wurde wirklich über alle Maßen schlecht, und wir waren recht herzlich froh, als wir endlich die Thürme von Carthagena sich aus der Ferne erheben sahen.

Wir kamen gerade zum Mittagseßen in einem Wirthshause dieser Stadt an. Man setzte uns eine Suppe mit ranzigem Fette vor, und der Wirth tröstete uns mit dem spanischen Sprichwort: es giebt keine Suppe ohne Speck, und keine Predigt ohne Sprüche aus dem heiligen Augustin. Dadurch schmeckte sie uns freilich nicht beßer, und als ein Eierkuchen, mit abscheulich stinkendem Oel gemacht, aufgestellt wurde, hatten wir die Eßlust vollends verloren. Don Manuel bat mich, Geduld zu haben, indem ich auf den Abend gewiß eine Mahlzeit haben sollte, die der der frommen Damen in Murcia nicht nachstehen würde.

Ich ging aus, um die Stadt in Augenschein zu nehmen, und kehrte erst in der Dämmeruug wieder nach dem Wirthshause zurück. „Sie kommen eben recht, sagte Don Manuel; mein Magen will nicht länger Geduld haben, und die ganze Küche ist für uns in Bewegung.“

In diesem Augenblick kam der Wirth und meldete dem Don Solano, daß aufgetragen sei. Verwundert sah ich meinen Dichter an, der seine Gravität nicht verlor, und sagte, daß wir uns zu Tische setzen wollten. Ich erstaunte über das neue Gesicht, das er angenommen hatte, und noch mehr über die Ehrfurcht, womit ihm der Wirth begegnete. „O göttliches Genie, rief ich, als wir allein waren; ich glaube, Sie stehen mit Feen und Genien im Bunde!“

„Trinken wir erst ein Glas von diesem alten katalonischen Malvasier, sagte Don Manuel, und machen wir dem Gott Aesculap eine Libation. Seinen Eingebungen verdanken wir diese Mahlzeit, und ich fließe noch von seinen Apho-

rismen über. Hören Sie, und bewundern Sie mich! Nachdem wir angekommen waren, vernehme ich, daß die Frau unsers Wirths krank sei. Auf diesen Umstand baute ich meinen Plan. Ich machte mich also in aller Eile zum Doctor Solano, dem Enkel des berühmten andalusischen Arztes dieses Namens, und zog von einer Magd des Hauses genaue Erkundigungen über die Krankheit ihrer Frau ein. Ohne weiteres verkündigte ich dem Wirth die Heilung seiner Gattin. Bei dem großen Namen, den ich mir gab, versank er in Freude und Ehrfurcht. Er führte mich mit den tiefsten Bücklingen zu der Kranken. Sie ist recht hübsch, und ich stellte ganz angenehme Untersuchungen über ihre Krankheit an. Es war nichts als eine Verstopfung, die der hiesige Arzt mit bloßen Aderläßen heilen wollte. Ich gab nun die ganze Geschichte der Krankheit an, wie ich sie von der Magd erfahren hatte, und diese meine Kenntniß setzte alle in Erstaunen. Die gute Frau ist völlig falsch be-

handelt worden, sagte ich, es kann ihr nur mit kühlenden Mitteln geholfen werden.“ Ich verordnete daher Limonade und gekochte Aepfel, und rieth dem Wirh zu einem Mittel, das seiner Frau die größte Freude machte. Sie können denken, daß ich nun nicht weiter für die Mahlzeit zu sorgen hatte.“

„Wie geht es aber, sagte ich, wenn Sie Ihr Doctors-Patent zeigen sollen?

„In Spanien hat man keines nöthig, gab er zur Antwort. Jedermann kann nach Gefallen zur Ader laßen, purgiren, und, wenn er will, an die Ufer des schwarzen Cocytus schicken. Dies ist das Land der Freiheit für die Aerzte und die Mönche.“

Wir hatten unser Nachteßen noch nicht geendigt, so kam unser Wirth mit einem Mann herein, den er als seinen Schwager ankündigte, welcher das Podagra habe, und gerne davon geheilt sein möchte.

„Es ist ein großer Unterschied zwischen dem

Podagra und dem Chiragra, sagte Don Manuel gravitätisch; welches von beiden haben Sie?"

„Beim heiligen Jakob von Kompostella, antwortete der Mann, ich verstehe nichts von diesen arabischen Namen. Ich weiß nur, daß ich ein recht tüchtiges Podagra habe."

„Mein Freund, fuhr Don Manuel fort, Podagra heißt die Krankheit, wenn sie sich in den Füßen, Chiragra, wenn sie sich in den Händen äußert."

„So hab' ich also das Podagra."

„Gut."

„Nicht zum Besten?"

„Das Podagra ist die Tochter des Bachus und der Liebe."

„Valga me Dios; so ist das meine also ein Bastard; denn ich bin seit funfzehn Jahren verheirathet, und hatte die Liebe früher abgenutzt, als meinen Hochzeitrock."

„Was treiben Sie, wenn Sie recht starke Schmerzen haben?"

„Ich schreie, ich tobe, ich fluche, und prügle mein Weib zuweilen."

„Das ist gut. Fahren Sie mit dieser Bewegung fort. Sie vertheilt die Säfte und bringt sie in gehörigen Umlauf. Eßen Sie dabei gekochte Aepfel und trinken Brunnenwaßer, über Patientia-Kraut gegoßen. Folgen Sie meinem Rath, so werden Sie das Podagra los, oder es hat den Teufel im Leib. Durch dieses Mittel habe ich einen Barfüßer-Prior geheilt, der nicht mehr des Morgens zu einer Dame von seiner Bekanntschaft gehen konnte, bei der er die Chocolade zu trinken pflegte. Ein Kammerherr, welcher nicht mehr auf seinen Füßen stehen konnte, ist dadurch wieder so gut genesen, daß er nun vom Morgen bis in die Nacht im Vorzimmer des Königs steht. So habe ich auch einem Cardinal die rechte Hand geheilt, mit der er nicht mehr den Segen ertheilen, und keine Predigten und Liebesbriefe schreiben konnte. Kurz,

ich

ich habe auf diese Weise wahre Wunderkuren verrichtet."

Der Podagrist ging ganz hoffnungsvoll weg, und wollte Don Manueln vorher einen Piaster für seine Mühe geben. Er nahm ihn aber nicht an, sondern versicherte, daß er seine edle Kunst nicht durch Bezahlung derselben herabwürdigen wolle. Apollo ließ sich bei Admet, rief er, weder für seine Recepte, noch für seine Verse, bezahlen.

Diese Uneigennützigkeit gewann meinem Dichter nur um so größeres Zutrauen. Nichts ging über die Ehrfurcht, mit der ihn der Wirth behandelte. Nachdem wie daher vortrefflich gegeßen und getrunken, führte er uns in ein schönes Schlafzimmer mit den besten Betten.

Am andern Morgen, da wir abreisen wollten, war der Wirth nicht zu bewegen, einen Heller Bezahlung von uns anzunehmen. Don Manuels Mittel hatten während der Nacht

bereits gewirkt. Wir verließen Carthagena daher unter den tiefen Bücklingen des Mannes, und fuhren fröhlich zum Thor hinaus.

Neuntes Kapitel.

Ein niederländisches Gemälde.

Wir hielten in Lorca, einer ehemals berühmten und prächtigen, maurischen Stadt, Mittagsruhe. Das einzige Wirthshaus derselben gehörte Zigeunern, und wir fanden in demselben auch eine, ihrer würdige, Gesellschaft. Esel, Maulthiere, Fuhrleute, standen und lagen durcheinander in demselben Zimmer. In der Mitte brannte ein Feuer, das von zwei zwölfjährigen Mädchen, welche bloß ein kurzes Hemd anhatten, unterhalten wurde. In einer Ecke saß ein Blinder, der die Guitarre spielte, und alte Romanzen dazu sang. Neben ihm war ein schlecht gekleideter Reisender gelagert, der von nichts, als Neuigkeiten, sprach. Das Ganze war ein niederländisches Gemälde, so gut man eines sehen kann, und, da wir hier nicht über Nacht bleiben durften, so

konnten wir uns diese Wirthschaft schon gefallen laßen.

Don Manuel, der seine gute Laune nicht verloren hatte, bat den Blinden um seine Guitarre. Er fing an, sie zu spielen, und sang maurische Romanzen dazu. Im Augenblick war die ganze Gesellschaft um ihn versammelt. Ausbrüche von Bewunderung und Rührung, die er seinen Zuhörern abgewann, unterbrachen ihn von Zeit zu Zeit. Der Wirth, der uns zuvor nichts, als ein Stück alten, modernden, Stockfisches geben wollte, holte nun einen schönen Schweinebraten für uns hervor. Seine Frau brachte eine gute Bouteille Xeres, und wir hielten, Dank den Musen! ein ganz erträgliches Mittagseßen.

Der Reisende, welcher neben dem Blinden geseßen hatte, kam nun herbei, und unterhielt uns von seinen Neuigkeiten. „Der König von Spanien, sagte er, hat dem Kaiser von Marocco den Krieg angekündigt, weil er alle diese

Hunde von Muselmännern, welche nicht an Gott glauben wollen, uud vom Pabst excommunicirt sind, ausrotten will.

„Ja, unterbrach ihn Don Manuel, die Sache hat ihre Richtigkeit; auch hat der Pabst dem König bereits ein geweihtes Schwerdt, und eine geweihte Trompete zugeschickt. So wie dieses Schwerdt einen Sarazenen berührt, so fällt er augenblicklich todt nieder. Die geweihte Trompete aber hat den Zweck, die Mauern von Marocco umzustürzen."

Diese Nachricht machte der Gesellschaft das größte Vergnügen; denn der alte Haß gegen die Mauren ist in diesen Gegenden noch nicht verschwunden, und die Meisten suchen durch die laute Aeußerung deßelben ihre Beschämung, von ihnen abzustammen, zu verbergen.

Als wir wieder weiter reisen wollten, rieth uns der Wirth, doch noch vorher die Bildniße des heiligen Ambrosius, und des heiligen Hieronymus, in der Domkirche anzusehn. Don Ma-

nuel versicherte ihn aber, daß wir diese Heiligen dereinst nach Genüge selbst im Paradies würden betrachten können.

Von Guadix nach Grenada wurde der Weg außerordentlich schlecht. Er führte überdies an Abgründen vorbei, bei deren Anblick sich mein Dichter kreuzte und segnete. „Entweder haben die Teufel oder die Mauren, sagte er, diesen Weg gemacht. Aber kaum hatte er dieses Wort gesprochen, als unsre Kalesche umstürzte. Glücklicherweise lag ein großer Felsblock neben dem Abgrund, sonst wären wir unfehlbar in denselben hinuntergestürzt. Don Manuel rief der Mutter Gottes und allen Heiligen, Erbarmen zu.

Da er aber wieder aufgestanden war, frug er mich lachend, ob sein Kopf noch ganz sei?

„Ich bin froh, antwortete ich ihm, daß Sie wieder froh sind. Gestehen Sie nur, daß Sie große Angst hatten; denn Sie rufen die heilige Jungfrau gewiß nicht an, wenn Sie nichts zu fürchten haben.“

„Sie haben Recht, sagte er, weil ich nicht weiß, wie's in der andern Welt aussieht, so mag ich doch gern nach der Regel sterben. Zwar gefällt es mir, wie Horaz, Anakreon und Tibull zu leben; aber wenn ich einmal fort muß, so will ich doch, wie Sankt Paul und Sankt Augustin, zum Thor des Christenthums hinausgehn. „Nimm dich in Acht, rief er unserm Fuhrmann zu, daß du uns nicht früher zu der schönen Proserpina schickst, als es nöthig ist!“

Den folgeuden Tag wurden wir durch den schönsten Weg und die herrlichsten Ansichten einer glücklichen üppigen Süd-Natur entschädigt. Wir näherten uns der berühmten Stadt Grenada, welche die Mauren noch nicht vergeßen haben, und um deren Besitz sie noch täglich den Himmel anflehen. Aber wir begegneten bloß häßlichen, armselig gekleideten, Menschen. Wie schön wär' es, rief ich aus, wenn die-

ses Land von Theokrits und Virgils Schäfern bewohnt wäre! — Ja, sagte Don Manuel, und von Najaden und Aphroditens Hofe!

Zehntes Kapitel.

Eine neue Art, Bekanntschaften zu machen.

Wir kamen Abends in Grenada an. Ich wollte unsrem Fuhrmann sogleich Befehl geben, sich auf den nächsten Morgen bereit zu halten; allein Don Manuel bat mich inständig, ihm einen Tag Ruhe zu gönnen, während deßen wir diese sehr merkwürdige Stadt in Augenschein nehmen könnten. Ueberdieß, sagte er, werden wir morgen zu einem guten Mittageßen bei den Hieronymiten eingeladen werden.

„Sie kennen also einen von den Mönchen?" frug ich ihn.

„Ja, den Pater Guardian; es ist aber noch eine ganz neue Bekanntschaft, denn sie ist kaum eine halbe Viertelstunde alt."

„Wie geht denn das zu? Wir kommen doch eben erst an; Sie sind noch nicht aus dem Hau-

se gekommen, und ich habe keinen Mönch hier gesehen."

„Ich eben so wenig; auch weiß er gar nichts von mir. Allein morgen ist er unser Freund, dafür stehe ich Ihnen, und giebt uns ein gutes Mittagessen — was wohl der beste Freundschaftsbeweis von einem Mönch ist. Er heißt der Pater Polykarp, ist ein wahrer Auserwählter, besitzt weder den Ehrgeiz, noch die Beredsamkeit des heiligen Bernhards; aber den Eifer und die Einfalt seines Schutz-Patrons, des heiligen Polykarps. Er hat in Barcelona einen Bruder unter den Barfüßern, der Pakom heißt."

„Diesen kennen Sie wahrscheinlich?"

„Eben so wenig. Allein der Wirth hat mir von beiden erzählt, und da hab' ich vor der Hand sogleich Freundschaft mit ihnen abgeschlossen. — Auf gleiche Weise erfuhr ich, daß Bruder Pakom den Caffee sehr liebt, und daß er eine gute Chorstimme hat; so wie, daß Bruder Polykarp Predigten im Geschmack des Erzbischofs

von Grenada schreibt, der Ihnen aus dem Gilblas bekannt ist.“

Don Manuel hielt wirklich Wort. Am andern Morgen gingen wir in das Hieronynimiten Kloster, und ließen uns zu Bruder Polykarp führen. Wir fanden ihn mit einem Papagei beschäftigt, den er die Worte: ave Maria purissima aussprechen lehrte.

Er verließ augenblicklich seinen Schüler, begrüßte uns mit der größten Höflichkeit, und frug nach der Veranlaßung unsres Besuchs.

Don Manuel sagte ihm, daß wir von Barcelona kämen, und daß ihm sein Bruder Pakom aufgetragen habe, ihn bei seiner Durchreise durch Grenada zu besuchen, ihn nach seinem Befinden, und nach seinen Predigten zu fragen.

„Meine Gesundheit betreffend, sagte der Pater Guardian, so ist sie ganz leidlich, und mit meinen Predigten ist man zufrieden. Sie kommen also von Barcelona? Warum hat Ihnen

mein Bruder denn keinen Brief an mich mitgegeben?"

„Er war gerade etwas unpäßlich, erwiederte Don Manuel; was wohl von seinem übermäßigen Caffee-Trinken herkommen mag."

„Ja, ja, das sieht ihm ganz gleich. Ich empfehle ihm in allen meinen Briefen, diese verderbliche Gewohnheit aufzugeben, oder wenigstens zu mäßigen; aber mein Rath hilft so wenig, als des Propheten Jesaias seiner bei den Juden. Er behauptet, der Caffee ermuntre den Geist; allein das ist nichts. Nehm' ich doch auch keinen, wenn ich meine Predigten schreibe."

„Da haben Sie ganz Recht."

„Dann führt er zu seiner Rechtfertigung an, daß die größten Heiligen ihre Schwachheiten gehabt; daß der heilige Franziskus von Salles die Blumen, Sankt Franziskus Xapher das Reisen, die heilige Catharina, die Visionen, die heilige Therese, die Romane, und der heilige Franziskus von Assisi, die Thiere geliebt habe. Mein Bru-

der, schließt er dann scherzend, macht gute Predigten; und ich guten Caffee.“

„Er hat uns Hoffnung gegeben, daß Sie uns wohl eine Ihrer Predigten hören laßen würden.“

„Recht gerne; denn ich bin nicht, wie jener gottlose reiche Mann, und gebe gern von den Früchten meines Gartens. Allein Sie hören die Glocken, die mich ins Refectorium ruft: thun Sie mir daher den Gefallen, heute mit mir zu Mittag zu eßen. Um vier Uhr werde ich alsdann predigen. Sie werden die Kirche ganz voll finden, und ich hoffe, Sie auch unter meinen Zuhörern zu sehen. Ich spreche heute gerade von meinem Schutz - Patron, dem heiligen Polykarp, der funfzehn Jahre lang sich nie zu Bette legte, sondern immer auf einem Steine saß.“

„Dieser große Heilige verdient ein Bette von Eiderdaunen im Himmel.“

Don Manuel rühmte ihm nun noch die Stimme seines Bruders, und versicherte ihn, daß

Jedermann in die Kirche laufe, um ihn zu hören.

„Doch schreibt er mir in seinem letzten Brief sagte der Mönch, daß seine Stimme etwas abgenommen habe."

„Er hatte sich ein wenig erkältet: allein es war bald wieder vorbei, und ich habe ihn singen hören, daß die Scheiben im ganzen Chore zitterten."

„Ich möchte wohl seine Stimme für meine Predigten haben; allein der Himmel weiset jedem seine eigene Gabe an, und ich will mit der meinigen zufrieden sein."

Wir fanden uns zum Mittagessen ein, und wurden von den sämmtlichen Mönchen auf's beste aufgenommen. Wir tranken auf die Gesundheit der Heiligen, der Mönche, und des Papstes. Der Pater Guardian unterhielt uns von den Merkwürdigkeiten der Stadt, von der Bekehrung der Mauren, und von dem Kardinal Ximenes, welcher funfzigtausend von ihnen hat-

te taufen laßen. „Dieser fromme Kardinal, sagte er, wollte die Bewohner eines Quartiers der Stadt zwingen, unsre heilige Religion anzunehmen; allein sie empörten sich. Das half ihnen aber wenig. Der Kardinal erklärte sie des Majestäts-Verbrechens schuldig, und ließ ihnen die Wahl, entweder samt und sonders zu sterben, oder sich taufen zu laßen. Gott rührte ihre Herzen, und so traten sie in den Schooß unsrer heiligen Kirche über.“

Nach Tische mußten wir uns schon gefallen laßen, die Predigt anzuhören. Wir sagten nachher dem Pater viel Schönes über dieselbe, und nahmen Abschied von ihm. Zuvor wollte er aber doch den Namen vom Freunde seines Bruders wißen, um ihm seine Ankunft in Grenada melden zu können. Ich heiße Don Stephan Franz Antonius Caracalla, sagte Don Manuel.

Der Guardian schrieb diesen Namen auf,

wir verließen ihn, und ich war recht froh, als ich in Freiheit kam, um nach Herzenslust über die Einfalt des guten Mönchs lachen zu können.

Eilf.

Eilftes Kapitel.

Ankunft in Cordova, mit überraschenden Neuigkeiten.

Wir hatten noch zwei Tagreisen bis Cordova. Während derselben begegnete uns nichts Merkwürdiges, als daß wir die schlechtesten Wirthshäuser von der Welt fanden, welche aller Erfindungs-Geist von Don Manuel nicht umzuschaffen vermochte.

Endlich kamen wir Abends spät in Cordova an. Nichts beschreibt die Ungedult, in welcher ich die ganze Nacht zubrachte, nichts meine Freude, als endlich der Morgen des Tags heraufkam, an dem ich meine Seraphine wieder sehen sollte.

So früh es nur immer der Anstand erlaubte, ließ ich mich nach Don Pacheco's Haus führen. Meine Knie zitterten, als ich die Treppe hinaufstieg. Ich trat in das Zimmer, und fand meinen alten Freund, wie er gerade die Chokolade

zu sich nahm. Bei meinem Anblick fuhr er mit einem lauten Geschrei auf, und stieß in seiner Hastigkeit die Taße um.

„Da sind Sie endlich, lieber Kapitän, rief er, mich aufs zärtlichste umarmend; seyn Sie recht herzlich willkommen! Chokolade für den lieben Kapitän. Antonio!“

Man brachte Chokolade, und während ich trank, machte Don Pacheco hundert Fragen über meine Gesundheit und meine Reise. Von seiner Tochter sprach er keine Sylbe, bis ich vor Ungeduld endlich selbst nach ihr frug.

„O vergeßen Sie sie, sagte er seufzend: sie ist eine Elende! Ich habe sie nicht mehr in meinem Hause.“

„Wie? rief ich: Sie ist nicht mehr in Ihrem Hause? Wo ist sie denn?“

„Sie ist bei ihrem Mann. Die Undankbare! die Treulose!“

Bei diesen Worten erblaßte ich. Ich wollte reden; aber mein Schmerz fand keine Worte.

„Verheirathet also?“ brachte ich endlich stammend hervor.

„Ja, seit vierzehn Tagen, und ohne meine Einwilligung. Sie hat mich mein Wort brechen gemacht; ich bin Edelmann, Mann von Ehre, bin Soldat, und werde mich mit dem, den sie ihren Gatten nennt, schlagen. Fällt er, wie es gewiß geschehen wird, so können Sie die Wittwe heirathen, wenn Sie noch Lust dazu haben.“

In dumpfes Schweigen versunken saß ich da. Don Pacheco schwieg gleichfalls, und lief in der größten Unruhe im Zimmer hin und her.

„Nein, mein Freund, fing ich endlich an; Sie dürfen Ihr Leben nicht in Gefahr setzen. Ich thue Verzicht auf Ihre Tochter.“

„Lieber Kapitän, antwortete Don Pacheco; Sie sind zu großmüthig, und ich bin in Verzweiflung, daß Sie nicht mein Schwiegersohn sind.“

„Sie hat sich also ohne Einwilligung ihres Vaters verheirathet?“

„Sie kennen unsre Sitten, und unsre Religions-Gesetze, und wißen, daß es bei uns den Kindern in einem gewißen Alter erlaubt ist, ohne Beistimmung ihrer Eltern zu heirathen. Diese Gesetze hat sich meine unwürdige Tochter zu Nutze gemacht. Aber Sie trinken ja Ihre Chokolade nicht?“

„Ich habe keinen Appetit.“

„Muth, Muth, Kapitän. Sie haben sechs Feldzüge mit gemacht, haben den Kanonen getrotzt; laßen Sie sich durch die Untreue einer Elenden nicht niederschlagen. Sie hat bewiesen, daß sie Ihrer nicht würdig war. Folgen Sie meinem Beispiel, und verachten Sie sie. Gott wollte es so! tröstete ich mich; und so müßen auch Sie sich trösten. Ich will Ihnen den ganzen Verlauf der Sache erzählen. Ich kam eines Morgens aus der Meße, und fand einen Geistlichen zu Hause, der auf mich wartete. Er war

von den General-Vikar der Diöcese geschickt, und ich empfing ihn mit der, seinem Amte gebührenden, Ehrfurcht. Er sagte mir, daß er im Namen des General-Vikars da sei, um meine Tochter zu holen. — Und was will er von ihr? rief ich erstaunt. — Er will sie in die Hände Ihrer Tante, Donna Elvira, geben, antwortete er. — Und warum denn? Meine Tante ist bereits fünfundachtzig Jahre alt. — Donna Seraphina hat ihre Hand dem Don Juan Alonzo de la Rocca versprochen; beide sind durch gegenseitige Gelübde an einander geknüpft, und die Kirche wird sie verbinden. — Wie? Ohne meine Einwilligung? Ohne mich nur um Rath gefragt zu haben? Wer ist denn dieser Don Juan Alonzo de la Rocca? Ich kenne ihn ja gar nicht einmal. — Er ist der Sohn eines reichen Kaufmanns von Cadix. — Was? Ein Kaufmann, ein Bürgerlicher soll die Tochter des Don Pacheco y Nuñez, y Garcia Lasso, Grafen von Montijo, Ritters von Santiago und Kammer-

herrn des Königs, heirathen? Was würden meine Ahnen dazu sagen, die in der Geschichte von Spanien so berühmt sind? Nein, das werd' ich nie zugeben! — Mein Herr Graf! die Ehen werden im Himmel geschloßen. Und wenn's dort oben geschrieben steht? — So muß das Blatt zerrißen werden. — Die Ehe wird ohne Ihre Einwilligung zu Stande kommen. Der General-Vikar hat Ihre Tochter selbst gesprochen; die Sachen sind völlig in der Ordnung. Sie sehen, daß kein Ausweg mehr übrig ist. — Ich habe meine Tochter einem braven, liebenswürdigen, französischen Kavalier versprochen; er liebt sie, sie hat ihn gleichfalls geliebt. — Wahrscheinlich hat sich Donna Seraphina eines beßern besonnen. Wir brauchen keine Franzosen im Lande, die nur den Saamen des Unglaubens ausstreuen. Kurz, Herr Graf, die Sache ist im Reinen, und aller Widerstand vergeblich. — Nun denn, sagte ich wüthend, wenn sie mein väterliches Ansehn verachtet, wenn sie vergißt, was sie

meiner Geburt schuldig ist, so mag sie sich immer entehren; aber vor meine Augen soll sie nie wieder kommen. — Ich ließ meine Tochter rufen; allein sie war schon weg, und zu meiner Tante gegangen. Ich konnte die Sache nicht mehr hindern. Die Heirath ging vor sich, und ich habe sie seither nimmer gesehen. Verschiedenemale hat man mir Leute zugeschickt, um mich mit ihr auszusöhnen. Aber ich habe alles verweigert, und werde bei meinen Vorsatz bleiben. Sehen Sie, lieber Kapitän, dieß ist die ganze abscheuliche Geschichte, und ich hoffe, Sie überzeugt zu haben, daß ich keinen Vorwurf von Ihnen verdiene."

„Nicht den geringsten, erwiederte ich. Aber Sie sehen hier die Früchte Ihrer Vorurtheile, Ihrer blinden Unterwerfung unter die Priester. Und vor solchen Menschen können Sie sich in Ehrfurcht beugen?"

„Aber wollen Sie denn, daß ich meinen Vater, meine Mutter, und meine eigene Seele

Jahrhunderte lang im Fegfeuer brennen lassen soll?"

„Nein, die Ihrige ist zu gut, als daß sie der liebe Gott zum Fegfeuer verdammen sollte."

Diese Artigkeit beruhigte Don Pacheco wieder. Er bot mir Wohnung in seinem Hause an; ich versicherte ihn aber, daß meine Wunde noch zu neu sei, um in einem Hause wohnen zu können, wo mich so vieles an meinen schmerzlichen Verlust erinnern würde. Zudem sagte ich ihm, daß ich einen Freund bei mir hätte, von dem ich mich ungern trennte.

„Und wer ist dieser Freund?" frug er.

„Der Dichter Don Manuel Castillo, ein liebenswürdiger, geistvoller Mann."

„Ich halte zwar mehr auf einem rechten Grenadier, als auf einen guten Dichter; allein, da Sie ihn Ihren Freund nennen, so ist er mir willkommen. Ich hoffe, daß Sie ihn heute, und alle Tage, zu mir zu Tische bringen."

Ich verabschiedete mich nun von ihm. Er

umarmte mich auf's zärtlichste, und versicherte mich nochmals, daß er sich mit dem Spitzbuben schlagen würde, der seine Tochter verführt habe.

Traurig kehrte ich in den Gasthof zurück, und erzählte Don Manueln mein Unglück. Das ist nicht so schlimm, sagte er; trösten Sie sich nur, der Schmerz wird bald vorüber sein. Zwar sagt ein persischer Dichter; der erste Monat der Ehe sei der Mond des Honigs; allein ich sage mit unsrem Sprüchwort: beßer ist's, ein Vogel auf dem Feld, als im Kefigt, zu sein. Sie behalten Ihre Freiheit, und leben dem Vergnügen, dem Augenblick und dem Wechsel.

Zwölftes Kapitel.

Wenig Tröstliches.

Don Manuel schlug mir, um mich zu zerstreuen, eine Reise nach Sevilla vor, denn, sagte er:

Quien non a visto a Sevilla
Non a visto maravilla *).

Ich ließ mir das gefallen, und nahm seinen Antrag an, zu Don Pacheco zu gehn, das Mittag-Eßen, zu welchem wir eingeladen waren, abzulehnen, und ihn von unsrer Abreise zu benachrichtigen.

Während er in diesem Gang begriffen war, legte ich mich ganz niedergeschlagen in's Fenster. Ein lautes Geschrei, welches sich erhob, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Es kam aus der

*) Wer Sevilla nicht gesehen hat, hat kein Wunder gesehen.

Bude eines Schusters, welcher gerade gegenüber wohnte, und seine Frau prügelte. Einer von den Nachbarn kam herbei, und frug ihn, warum er seine Frau so unartig behandelte? — Weil sie eine Müßiggängerin ist, die ihre Haushaltung vernachläßiget, gab der erzürnte Ehemann zur Antwort. — Sie ist ein Weib, sagte der Nachbar, und ein Weib darf man nicht schlagen. — Sie ist drei ganze Stunden auf dem Markt gewesen, und hat nichts gebracht. — Mag sein; aber sie ist ein Weib. — Ich hatte ihr einen Piaster mitgegeben, und den hat sie verloren. — Das hätte sie nicht thun sollen, aber sie ist ein Weib. — Sie ist dreißig Jahr alt, häßlich, und mager wie ein Skelett, und liebäugelt dennoch mit allen Männern. — Sie ist ein Weib. — Sie läßt mich Hungers sterben, um sich Kleider und Putz zu kaufen. — Sie ist ein Weib. — Sie schwatzt und schnackt den ganzen Tag, und verläumdet alle ihre Nachbarinnen. — Sie ist ein Weib. — Nein, ein Teufel ist sie, rief der

Schuster ergrimmt aus; ein Teufel ist sie, und kein Weib. Ich wollte, daß sie die eurige, und nicht die meinige wäre!

Der Nachbar zog sich zurück, und der Schuster fing an, sich zu besänftigen. Ich benutzte die Lektion, und sagte zu mir selbst: Seraphine hat mich verlaßen; aber sie ist ein Weib!

Inzwischen kam Don Manuel wieder zurück, und erzählte mir seinen Besuch bei Don Pacheco. Ich habe mich als Ihren Freund bei ihm melden laßen, sagte er. Er frug mich gleich, ob ich der Dichter Don Manuel wäre? Ich bejahte es. Das freut mich, fuhr er fort, denn ich achte die Dichter sehr; sie sind die Zierde der Gesellschaft. — Und oft, unterbrach ich ihn stolz, der Ruhm ihres Vaterland's, und die Trompete seiner Thaten. — Nun fing ich an, ihm von Ihrem Schmerz, und von Ihrem Entschluß, morgen nach Sevilla zu reisen, zu erzählen. Er brach in die heftigsten Verwünschungen gegen seine Tochter aus, und schrie einmal über's andre,

wenn es noch ein Edelmann wäre! aber einen so schönen, wackern Kavalier, einem Krämer von Cadix aufzuopfern! — Herr Graf, sagte ich ihm, wißen Sie denn, ob Ihr Schwiegersohn nicht von Hamilcar, Scipio, Sertorius, oder sonst einem gothischen oder vandalischen Großen abstammt? Was hat er für eine Farbe? — Man sagt mir, er sei blendend weiß, und habe blonde Haare. — Nun, da ist ja gar kein Zweifel, daß er von einem gothischen Fürsten abstammt. Dieses Volk hatte Bart und Haare blond, und die Haut weiß, wie Schnee. — Meinetwegen mag er von einem Gothen oder von einem Juden abstammen; ich will ihn nun einmal nicht zum Tochtermann haben. Seit vierhundert Jahren fließt das edelste Blut in den Adern der Montijo's; meine Ur-Ur-Groß-Mutter hat unter Karln V. den ersten Sammet-Rock getragen, der allen neu Verheiratheten meiner Familie inzwischen am Hochzeittag zum Schmuck

gedient hat *). Ich habe ihn noch; aber meine Tochter hatt ihn nicht getragen; lieber verbrenn' ich ihn. Was mich am meisten schmerzt, ist, daß ich meinem Kapitän, der mir so große Dienste geleistet hat, und den ich so zärtlich liebe, nicht Wort halten konn. Indeß will ich ihn immerhin auf einige Wochen nach Sevilla gehen laßen; aber dann muß er wieder zu mir zurückkommen, und längere Zeit bei mir bleiben, um mich für meinen Verlust zu trösten. Ich werde euch meine Pferde zu eurer Reise geben, und morgen mit Tagesanbruch soll mein Wagen vor eurer Thüre sein. Heute Nachmittag komm' ich noch, um von meinem lieben Freund und von Ihnen Abschied zu nehmen."

So endigte Don Manuel die Erzählung von seinem Besuch bei Don Pacheco. Wir setzten uns zu Tische, und waren erstaunt, ein wahrhaft prächtiges Eßen zu erhalten.

*) Dieß war noch vor Kurzem Sitte bei dem spanischen Adel.

Nach Tische schrieb ich an Don Inigo Flores, und meldete ihm meine Ankunft in Grenada, und die Unbeständigkeit Seraphinens. Ich sagte ihm, daß ich bei ihm zu sein wünschte, um in seiner Freundschaft und in der sanften Rosalie Theilnahme meinen Trost zu finden. Ich schloß eben meinen Brief, als Don Pacheco hereintrat. Er fiel mir um den Hals, nannte mich seinen Sohn, und fluchte über seine Tochter, die ihn zum erstenmal in seinem Leben sein Wort brechen gemacht hatte. Allein, sagte er, ich habe eine Nichte in Madrid, welche von dem Marquis von Castellas abstammt, der sich einst mit fünftausend Mann in Italien mitten durch das feindliche Heer durchgeschlagen hat. Ich biete Ihnen ihre Hand an; ihr Vermögen entspricht zwar ihrem Namen nicht; allein ich setze Sie zum Erben meines ganzen Eigenthums ein.

Ich dankte Don Pacheco mit aller Wärme für diesen großmüthigen Antrag, versicherte ihn

aber, daß ich nie ein Vermögen annehmen würde, das einem rechtmäßigen Erben angehörte.

„Was kann ich denn sonst thun, seufzte er, um Sie für die Beschwerlichkeiten einer so langen Reise, und die abscheuliche Handlung meiner Tochter, zu entschädigen?"

„Nichts, antwortete ich, als ihr verzeihen, ihren Schwiegersohn anerkennen, und mich immer mit ihrer Freundschaft zu beehren."

„Ja, sagte er, ich schwöre es beim heiligen Jakob und bei den Seelen aller meinen Ahnen, daß ich Sie immer als meinen Sohn, und als meinen besten Freund, ansehen werde. Aber was Seraphinen und den Krämer von Cadix betrifft, so sollen sie mir nie vor die Augen kommen. Sie haben Vermögen, um davon zu leben, und Reichthum und Luxus gebühren nur dem alten Adel. Kommen Sie, sobald Sie können, wieder von Sevilla zurück. Die Undankbare, Treulose, verdient nicht, daß Sie sich wegen ihr grämen. Ich schmeichle mir, daß Sie bei Ihrer

Rück-

Rückkehr mit Don Manuel, Wohnung bei mir nehmen. Hören Sie, ich bestehe darauf. Leben Sie also recht herzlich wohl, und machen Sie eine glückliche und schnelle Reise."

Nachdem Don Pacheco weggegangen war, verfiel ich in die traurigste Stimmung. Mein Dichter ergriff seine Guitarre, und sang die unglückliche Liebe von Pyramus und Thisbe. Die Anmuth seiner Stimme und seines Spiels und die Erzählung vom Tode der beiden Liebenden ergriffen mich auf's Innigste. Der Mond war eben heraufgestiegen, und warf seine milden Strahlen in unser Zimmer. Eine süße Wehmuth lößte mein Herz endlich in Thränen auf. So saß ich lange. Don Manuels Saiten schwiegen endlich. Ich faßte mich, und fühlte mich einigermaßen getröstet.

Wir wollten eben zu Bette gehen, als Don Pacheco's Bedienter erschien, einen ganzen Korb voll Bouteillen mit Malaga und Madera gefüllt, und eine Menge Backwerks brachte, und

uns zugleich frug, um welche Stunde den nächsten Morgen der Wagen da sein sollte. Wir ließen unsrem Freunde noch unsern wärmsten Dank sagen, und bestimmten die Zeit unsrer Abreise.

Als wir im Begriff waren, einzusteigen, frugen wir den Wirth nach unsrer Zeche. Sind Sie zufrieden gewesen mit meiner Aufwartung? frug er. Auf's beste; antworteten wir, und was sind wir schuldig? — Nichts. — Scherzen Sie? — Nein, ich rede in vollem Ernst; denn der Graf von Montijo hat das Eßen geschickt, und bereits alles bezahlt. Er ist gar ein großmüthiger, freigebiger Herr. Als meine selige Frau noch lebte, gab er uns oft die Ehre, uns zu besuchen. — Da wett' ich, daß sie recht hübsch gewesen ist; sagte Don Manuel. — Das war sie auch, erwiederte der Wirth; sie ist eine wahre Perle von Frau gewesen.

Wir setzten uns in den Wagen, und verließen Cordova. Ich mit schwerem Herzen; mein Dichter lachend und singend.

Dreizehntes Kapitel.

Auflösung eines früheren Abentheuers.

Wir kamen glücklich und ohne weitere Abentheuer in Sevilla an. Unsere ersten Gänge waren nach den Merkwürdigkeiten der Stadt, wobei mir Don Manuel viel Belehrendes über die Geschichte von Spanien sagte.

Um mich zu zerstreuen, führte er mich auch auf die öffentlichen Spatziergänge, wo wir eine Menge von Damen in Begleitung von Mönchen und Duegnen fanden. Zwei sehr hübsche Frauen, denen zwei Livreebedienten folgten, gingen an uns vorüber. „Ich wette, sagte die eine, daß wir es hören konnten, dieser Fremde ist ein Franzose.“

Don Manuel schlug mir vor, sie anzureden, um uns durch eine angenehme Bekanntschaft den Aufenthalt in Sevilla zu erheitern. Ich

war nicht hiezu gestimmt, und ließ ihn, da er seinen Gedanken nicht aufgeben wollte, allein den Spatziergang fortsetzen.

Als ich zum Eßen nach Hause kam, fand ich meinen Dichter in voller Begeisterung. „Ich bin zu der Abendgesellschaft bei der Gräfin Eleonore eingeladen, rief er mir entgegen, und habe Befehl, Sie mit zu bringen.

„Aber wie sind Sie denn so schnell mit ihr bekannt geworden?“ frug ich erstaunt.

„Auf die natürlichste Weise von der Welt. Ich redete die beiden Damen, denen wir auf dem Spatziergang begegnet sind, an, und frug die schönste von ihnen, ob sie nicht die Marquise Cäcilia Padilla wäre? Nun müßen Sie wißen, daß diese Marquise für die schönste Frau in Sevilla gilt, wie mir unser Wirth versichert hat. Auch hatt' ich von ihm erfahren, daß sich diese Dame gegenwärtig in Burgos befindet, wo sie einem kranken Geliebten zu Hülfe hingeeilt ist. — Die beiden Frauen sagten mir dieses gleich-

falls auf meine Frage nach der schönen Marquise. Verzeihen Sie, meine Damen, erwiederte ich ihnen, nach der Beschreibung, die man mir von ihrer Schönheit gemacht hat, glaubte ich nicht zu irren, indem ich die Marquise in ihnen zu finden wähnte. Es thut mir unendlich leid, daß sie abwesend ist; ich habe einen Empfehlungsbrief an sie, und hoffte mir durch ihre Bekanntschaft meinen Aufenthalt in Sevilla sehr angenehm zu machen. — Die Verlegenheit, die ich heuchelte, rührte die schöne Gräfin so sehr, daß sie mir anbot, die Stelle der Marquise zu vertreten. Auch hat sie mich gefragt, ob Sie nicht ein Franzose wären. Ich sagte ihr Ihren Namen, und erzählte Ihre unglückliche Liebesgeschichte.“

„Das hätten Sie füglich unterlaßen können.“

„Nicht wohl; denn ich habe in Aristoteles Ethik gelesen, daß alles Unglück der Liebe die Frauen auf's innigste rührt, und daß sie für Niemand größere Theilnahme fühlen, als für ei-

nen unglücklichen Liebenden. Beide Damen haben Sie sehr liebenswürdig gefunden, und mir aufs gemeßenste befohlen, Sie in die Abendgesellschaft mitzubringen."

Ich hatte nicht Lust, Don Manueln zu begleiten. Er ging daher allein, und kam ganz entzückt von den Reizen der Gräfin, und von dem Beifall, den sein Gesang bei der ganzen Gesellschaft gefunden hatte, wieder zurück. Er setzte sich sogleich nieder, um eine Romanze zur Ehre seiner neuen Göttin zu dichten, die er ihr am folgenden Tag zu bringen versprochen hatte.

Ich konnte am nächsten Abend seiner Einladung nicht entstehen, die Abendgesellschaft der Gräfin, in der sich Don Manuel einen großen Triumph versprach, zu besuchen. Die Gräfin empfing mich mit der liebenswürdigsten Heiterkeit, und versicherte mich, daß sie die französischen Officiere sehr schätze, indem sie eben so galant, als tapfer, wären. Ihr Großvater, setzte

sie hinzu, habe unter dem Herzog von Vendôme gedient, und deßen vertraute Freundschaft genoßen.

Ich beantwortete dieses Kompliment mit den Ausdrücken meiner Hochschätzung gegen die spanische Nation, und lobte ihre Tapferkeit, Treue und Liebe gegen ihre Könige, so wie ihre erhabenen Gesinnungen.

Man wieß mir meinen Platz in dem schönen Damenkreise an, und aller Augen richteten sich nun auf Don Manuel, der seinen Gesang begann. Mehremale unterbrach ihn der lauteste Beifall; aber er hatte noch nicht geendigt, als plötzlich Lärmen im Hause entstand. Die Gräfin fuhr mit einem lauten Ausruf: mein Gemahl ist von Madrid angekommen! auf. Die ganze Gesellschaft erhob sich, und im Augenblick stürzte der Graf herein, und fiel seiner Gattin in die Arme.

Ich sah meinen Dichter an, und konnte mein Lächeln bei seinem Anblick nicht ganz unterdrücken. Die Guitarre war ihm aus den Händen gesunken, und sein langes Gesicht be-

zeigte die unangenehme Ueberraschung, mit der sein Gesang und seine schönen Hoffnungen unterbrochen worden waren. „Laßen Sie uns gehen, sagte er leise zu mir, für uns ist hier nichts mehr zu machen. — „Das wäre ein Gegenstand für eine Romanze, sprach ich zu ihm, der verliebte Dichter in völligem Feuer der Begeisterung, und der Ehemann, der plötzlich, wie ein kalter Regen, aus den Wolken fällt.“

Wir schlichen uns leise fort, und niemand bemerkte uns. Im Vorzimmer frugen wir nach dem Namen des Grafen, und hörten ihn zu unserm größten Erstaunen d'Avila nennen. Uns fielen Ambrosio's Schicksale plötzlich wieder ein. Sollte er den Grafen vielleicht nicht getödtet haben? rief ich. Wir eilten so schnell fort, als wir konnten, um in der Stadt weitere Erkundigungen über den Zusammenhang dieser sonderbaren Begebenheit einzuziehn.

Vierzehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Es blieb uns bald kein Zweifel übrig, daß der Gemahl der Gräfin Eleonora wirklich der Graf von Avila war, der so unglücklich auf unsers Einsiedlers Schicksal gewirkt hatte. Wir waren in Verlegenheit, wie weit wir diese Entdeckung benutzen sollten; indem uns die Unschuld des Grafen in seinem Verhältniß zu Donna Franzisca nichts weniger, als unverdächtig, schien. Als wir eben uns berietheu, wie wir uns in dieser kitzlichen Sache zu benehmen hätten, erhielten wir eine Einladung von der Gräfin, um an demselben Tage bei ihr zur Tafel zu erscheinen.

Wir gingen hin, und wurden von dem Grafen auf's beste empfangen. „Sobald ich hörte, sagte er mir in gutem Französisch, welcher Na-

tion Sie angehören, glaubte ich, es meinem Vaterland schuldig zu sein, alles Mögliche für Sie zu thun. Ich habe drei Jahre in Paris zugebracht, bin in dieser Stadt mit Wohlwollen und Freundschaft aufgenommen worden, und wünschte nichts so sehr, als daß Sie mit meinen Landsleuten eben so zufrieden sein möchten, wie ich es mit den Ihrigen bin. Wie finden Sie meine Nation?"

Ich denke zu gut von ihr, erwiederte ich ihm, um nicht nicht nach meiner Ueberzeugung zu reden. Sie ist tapfer, geistvoll und großmüthig; sie wohnt unter dem schönsten Himmel, auf dem fruchtbarsten Boden von Europa. Die Weine sind vortrefflich" —

„Und die Straßen?"

„Sehr schlecht."

„Und die Gasthöfe?"

„Abscheulich."

„Und die Mönche?"

diesem kraftvollen, liebenswürdigen Mann ein so schnelles Ende weißagen sollen? Sie kennen die Donna Eulalia Valdez, wißen, wie reizend, wie geistvoll, wie hochherzig, aber auch wie rachsüchtig sie ist. Sie liebte Don Alonzo'n, und wurde wieder von ihm geliebt. Allein sie schöpfte Argwohn gegen seine Treue, und glaubte Beweise zu haben, die sie in Wuth setzten. Indeß verbarg sie ihm ihre Gesinnungen, und lud ihn vor einigen Tagen auf eines ihrer Landhäuser ein. Don Alonzo, nichts Schlimmes ahnend, erschien. Sie hatte drei starke Männer, mit Dolchen bewaffnet, im Zimmer verborgen, in welchem sie ihn empfing. Seinem freundlichen Gruß antwortete sie mit aller Furchtbarkeit ihrer Leidenschaften und ihrer Rachsucht. „Ich habe dich geliebt, Unwürdiger, rief sie aus, und du hast meiner Liebe in den Armen einer andern gespottet. Dein Leben ist in meiner Hand; du hast zwischen Dolch und Gift zu wählen!“ In diesem Augenblick traten die drei Bewaffneten hervor.

Kalt antwortete Don Alonzo: „Sie hätten dieser Anstalten nicht bedurft, um ungerecht gegen mich zu sein. Ich wähle das Gift, und überlaße Ihnen die Reue." — Er nahm die vergiftete Taße, und trank sie augenblicklich aus. „Dieses Getränk, sagte er, als er sie geleert hatte, wäre beßer gewesen, wenn Sie es mit etwas Zucker gemildert hätten. Das Gift machte es gar zu bitter. Ich sage dies nicht für mich, setzte er hinzu, sondern für meine Nachfolger. — „Die Wirkungen des Gifts waren schnell. Die Reue der Furie kam zu spät. Sie hatte kaum noch Zeit, dem Unglücklichen einen Beichtvater rufen zu laßen. Er starb, ohne daß er mit einem Wort seine Mörderin verrathen hätte."

Die ganze Gesellschaft schauderte bei dieser Erzählung zusammen. „Sie ist eine abscheuliche Mörderin, sagte eine der Damen; aber die Untreue ist auch ein entsetzliches Verbrechen. Mehrere andere andere Damen waren derselben Meinung. „Ja, sagte der Graf von Avila, Sie ha-

ben Recht, meine Damen. Die Untreue gegen einen Gatten ist eine Kleinigkeit, eine Sache der Mode; aber einer Geliebten untreu zu werden, das ist ein Verbrechen, welches die grausamste Züchtigung verdient. Sagen Sie uns doch, lieber Chevalier, fuhr er fort, indem er sich an mich wandte; wie bestrafen die französischen Damen die Untreue ihrer Liebhaber?

„Dadurch, daß sie sie vergeßen, erwiederte ich, daß sie sie verachten, und manchmal sogar durch Nachsicht und Freundschaft, jene süße, innige Freundschaft, die so oft die Tochter der Liebe ist.“

„Das nimmt mich nicht Wunder, rief Donna Antonia lebhaft aus. In Frankreich kennt man die Liebe gar nicht. Die Weiber Ihres Vaterlands tragen die Liebe im Kopf, und die Eitelkeit im Herzen.“

„Da sehen Sie, sprach der Graf leise zu mir, wie die Weiber meines Vaterlands urtheilen. Sie kennen kein Gefühl der Freundschaft. So

lange eine Spanierin liebt, ist der Geliebte ein Gott; aber kaum gilt er mehr für einen Menschen in ihren Augen, wenn die Liebe erloschen ist. Heftiges Temperament, und Bedürfniß einer Beschäftigung knüpften bei uns die meisten Verbindungen an; Gewohnheit, Stolz und Verlegenheit, eine neue Wahl zu treffen, erhalten die Beständigkeit unsrer Weiber. Bei einer Französin, deren Geschmack und Herz durch Erziehung gebildet sind, ist die Liebe die zarteste Empfindung, und wird durch alle Farben der Einbildungskraft und jeden Reiz des Geistes verschönert. Sie ist in Frankreich das Kind der Anmuth und des Gefühls; in Spanien aber das der Natur; darum auch heftiger, energischer, aber auch roh und oft völlig wild."

Nach Tische schlug mir der Graf einen Spaziergang nach den Trümmern einer antiken Wasserleitung vor, welche in der Umgegend von Sevilla steht. Ich nahm dies gerne an, indem ich

ihn an das Schicksal unsers Einsiedlers zu erinnern Gelegenheit fand.

„In der That, fing ich an, ich habe früher schon von Ihnen gehört, Herr Graf; allein ich glaubte Sie nicht mehr unter den Lebendigen. Sie haben einmal einen gefährlichen Degenstoß erhalten.“

„Glücklicherweise war er nicht tödtlich,“ antwortete der Graf.

„Ihr Feind wähnt, Sie umgebracht zu haben, und beweint nun in einer Höhle Ihren Tod und den Verlust seiner Gattin.“

„Dazu hat er auch alles Recht; denn die Eifersucht hat ihn verblendet. Seine Frau ist ein Muster von Tugend, von Treue und von Sanftmuth. Don Fernandez hat sie bloß auf den Schein hin verdammt. Hören Sie, wie die Sache zusammenhängt, und sie werden ihre und meine Unschuld einsehen. Zur Zeit, als ich das Haus von Fernandez besuchte, war ich in Donna Eleonora, die Tochter des Marquis von Galvez,

meine jetzige Frau, verliebt. Der ehrgeizige Marquis wollte sie nicht anders, als an einen Granden der ersten Klaße, verheirathen, und war einer Verbindung mit mir völlig entgegen. Donna Franziska war Eleonorens Freundin, und begünstigte unsre Neigung. Diese hatte ihr die unverbrüchlichste Verschwiegenheit angelobt, und so erfuhr auch Don Fernandez nichts von unsrem Verhältniß. Indeß glaubt' ich seine Eifersucht zu bemerken, und sprach mit Francisca darüber. Sie fand meine Beobachtung grundlos, indem sich Fernandez gegen sie auf's künstlichste verstellte. Unglücklicherweise bat Eleonora gerade an dem Tag, da unser Zweikampf vorfiel, seine Gattin, mich zu ihr rufen zu laßen, weil sie mir etwas Wichtiges mitzutheilen hätte. Ich verzog natürlich keinen Augenblick, eilte zu ihr, urd wurde auf dem Wege mit Wuth angefallen. Sein Schicksal wißen Sie; aber das seiner armen Frau nicht. Sie gerieth in völlige Verzweiflung

über seine Flucht und verfiel in eine tödtliche Krankheit. Ihre Jugend, die Kunst des Arztes, und die Sorgfalt meiner Frau, erhielten sie im Leben. So wie ich wieder genesen war, wollte ich sie besuchen; wurde aber nicht von ihr angenommen. Sie war entschloßen, in ein Kloster zu gehn, mußte diesen Gedanken jedoch aufgeben, da sie sich schwanger fühlte. Von da an lebte sie völlig einsam mit ihrer Mutter auf dem Lande, bis ich ihr durch den Grafen von Olavides eine Niederlaßung in den Kolonien der Sierra Morena anbieten ließ, die sie auch angenommen hat, und wo sie noch gegenwärtig, als ein Muster von Tugend und Häuslichkeit, lebt."

Ich überzeugte mich durch diese Erzählung völlig von des Grafen und von Franzisca's Unschuld, und nahm gar keinen Anstand, ihm das zu erzählen, was ich von Fernandez Schicksal wußte. Er hörte es mit Rührung an, und

verband sich gerne mit mir, um den armen Unglücklichen wieder in's Leben und in die Liebe zurückzurufen.

Funfzehntes Kapitel.

Rückkehr nach Cordova.

Ich hatte auf meinen Gängen durch Sevilla einen Augustiner-Mönch kennen gelernt, deßen Frömmigkeit in einem Lande, wie Spanien, auffallend gegen seine ausgebreiteten Kenntniße und seine ächt philosophische Toleranz abstand. Dieser Mann, sagte ich dem Grafen, wäre wohl am geeignetsten, unsern unglücklichen Einsiedler seiner Einsamkeit zu entreißen, und wieder in das gesellschaftliche Leben zurückzubringen.

„Sie haben Recht, erwiederte Avila; dieser Mönch ist ein wahrer Apostel, wie ich sie mir denke. Der König hatte ihm mehreremale ein Erzbisthum angeboten; er wollte es aber nie annehmen, weil er seine Denkungs-Art nicht mit allen Obliegenheiten dieser Würde zu vereinigen sich getraute. Er ist ein Tröster aller Unglückli-

chen, und wird sich gewiß gerne dazu entschließen, einen Mann wieder ins Leben zurückzuführen, den nur eine verblendete Leidenschaft aus demselben weggerißen hat."

Wir machten dem guten Mönch wirklich den Vorschlag, und erzählten ihm den ganzen Zusammenhang von Don Fernandez Schicksal. Wer war bereitwilliger, als dieser wirklich heilige Mann? Ein solches Geschäft, gab er uns zur Antwort, ist mir lieber, als wenn man mich nach den Jordan schickte, um Völker, die bei ihrem alten Glauben ruhig, unschuldig und glücklich gewesen sind, zur christlichen Kirche zu bekehren. Aber halten Sie es nicht für nöthig, daß mich jemand begleitet, der Don Fernandez kennt, und zu dem er Zutrauen hat?

Wir fanden diese Bemerkung völlig gegründet; aber Don Manuel ließ uns keinen Augenblick in Verlegenheit, sondern erbot sich sogleich, den guten Pater Gesellschaft zu leisten. Mit Dank wurde dieser Antrag aufgenommen. Der

Graf gab beiden einen Beutel mit hundert Piastern Reisegeld, und einen Brief an Don Fernandez, in welchem er ihm die ganze Geschichte seines Verhältnißes zu Francisca erzählte, und ihn aufs wärmste einlud, die Vergaingenheit zu vergeßen, und sich einem neuen Leben zu widmen, in welchem er sein ganzes voriges Glück, und einen Glauben an die Tugend seiner Gattin finden würde, der ihm die sicherste Bürgschaft für die Dauer seiner Zufriedenheit sein müße.

Don Manuel reiste wirklich ab, und wir gaben uns das Wort, uns in Cordova wieder zu finden. Der Abschied von meinem Dichter wurde mir nicht ganz leicht. Ich vermißte ihn in den ersten Tagen nach unserer Trennung sehr; denn seine ewig heitere Laune, und seine rührende Theilnahme an allem, was mich angieng, hatten meinem kranken Herzen zu wohl gethan, als daß nicht eine große Leere in demselben hätte zu-

rückbleiben sollen, nachdem mein Freund, mein Tröster, von mir geschieden war.

Troß der vielen Beweise von Wohlwollen und Freundschaft, welche mir der Graf und die Gräfin von Avila gaben, konnte ich es doch nicht mehr lange in Sevilla aushalten. Mein Gemüth verlangte nach Menschen, die meine Schmerzen kannten, gegen die ich mich ergießen, in deren Theilnahme ich Trost finden konnte.

Ich reißte daher nach Cordova zurück, und stieg sogleich in Don Pacheco's Hause ab. Mein alter Freund empfieng mich mit aller Wärme, und mit wahrhaft väterlicher Liebe. Ich erkundigte mich nach seinen Verhältniß zu Seraphinen. „Ich habe sie nicht wieder gesehn, gab er mir zur Antwort; und sie soll mir auch nicht mehr vor die Augen kommen. Mein Beichtvater verlangt zwar, daß ich ihr verzeihen soll; allein alles, was ich für sie thun kann, besteht darin, daß ich den Fluch, den ich über sie ausgesprochen habe, zurücknehme. Ich habe ihr

ihre Kleider, ihre Reliquien und die Diamanten ihrer Mutter zugeschickt. Was ihren Mann betrift, so werde ich mich nicht mit ihm schlagen; erstlich, weil er kein Edelmann ist, und zweitens, weil ihn die Kirche, wenn gleich ohne meine Einwilligung, zu meinem Tochtermann gemacht hat."

Am andern Morgen schlug mir Don Pacheco vor, in Begleitung der Marquise, Donna Theresa, seiner Freundin, zum erstenmal in einem neuen Wagen auszufahren, den er gekauft hatte. Wir stiegen die Treppen herab, und fanden den Wagen an der Thüre. Allein, statt einzusteigen, bat mich Don Pacheco, ihm zu Fuß nach der Kirche zu folgen. „Um allem Unglück, welches mir mit diesem Wagen begegnen könnte, vorzubeugen, sagte er, wünschte ich, daß vorher unser Herr Christus darin gefahren wäre."

Als wir an der Kirche ankamen, waren die Priester eben im Begriff, mit der Monstranz

auszugehn, und einem Kranken den letzten Besuch zu machen. Don Pacheco bat sie, sich hiezu seines Wagens zu bedienen; was auch augenblicklich angenommen wurde. Wir folgten zu Fuße nach, und stiegen nicht früher ein, als bis die Monstranz wieder in die Kirche zurückgebracht war.

Nun holten wir die Marquise ab, welche wir bereits angekleidet fanden. Die Fahrt ging nach einem Landhauſs des Grafen, wo wir zu Mittag eßen wollten. Der Weg war schlecht, der Kutscher ungeschickt, und so konnte es nicht fehlen, daß wir umgeworfen wurden. Die Marquise erhob ein lautes Geschrei; Don Pacheco, der auf sie geworfen wurde, rief alle Heiligen an, und fluchte über seinen Kutscher. Ich kam unbeschädigt davon, und half den Beiden auf die Beine. Mein alter Freund hatte sich sehr wehe gethan, und war so wüthend, daß er augenblicklich den Degen zog, und den Kutscher damit verfolgte. Nach und

nach gelang es mir, ihn zu besänftigen, und so versprach er denn, weil wir den Burschen vor der Hand doch noch nöthig hätten, ihn, wie er sagte, noch einige Zeit leben zu laßen.

Ganz niedergeschlagen kamen wir nach der Stadt zurück. Es war ein großes Glück, bemerkte Don Pacheco, daß ich meinen Wagen, ehe wir darin fuhren, den Priestern geborgt habe; sonst wären wir unfehlbar alle drei zu Grunde gegangen.

Indeß war er genöthigt, mehrere Tage das Zimmer zu hüten. Der Vorfall wurde in der ganzen Stadt bekannt, und verschiedentlich beurtheilt. Die Mönche fanden es beispiellos, daß ein Wagen, der durch die Monstranz eingeweiht worden, umgeworfen hatte, und gaben nicht undeutlich zu verstehen, der Grund könne leicht darin liegen, daß ein Franzose in demselben geseßen hätte. Eine, übrigens sehr liebenswürdige, Dame frug mich sogar: ob ich nicht vielleicht ein Jansenist

wäre? — Nein, gab ich ihr ernsthaft zur Antwort; ich bin Kapitän bei der Infanterie; und damit war sie zufrieden.

Sechzehntes Kapitel.

Ein neues Abenteuer, das eine unerwartete Wendung nimmt.

Als ich eines Tages allein nach Hause zurückkehrte, fand ich an Don Pacheco's Thüre eine alte Frau, die mich begrüßte, und mich frug: ob ich nicht der Chevalier von Saint-Gervais wäre? — Auf meine bejahende Antwort setzte sie hinzu, daß ein sehr schönes Frauenzimmer mich zu sehen, und zu sprechen wünschte.

„Wie heißt die Dame?“ frug ich.

„Ich darf den Namen nicht sagen;“ war die Antwort.

„Wo wohnt sie?“

„Auf dem großen Platz.“

„Da weiß ich nicht mehr, als zuvor.“

„Wenn Sie zu ihr gehen wollen, so will ich Sie hinführen.“

„Es ist jetzt gerade Zeit zum Mittagessen.“

„So kommen Sie um vier Uhr Abends, nach dem Mittagsschlafe. Wenn Sie Sich an der Thüre der Domkirche einfinden wollen, so will ich Sie dort abholen.“

„Aber können Sie mir denn nicht sagen, was diese schöne Dame von mir will?“

„Nein; sie will Ihnen selbst ihre Eröffnungen machen.“

„Kann ich ihr vielleicht nützlich sein?“

„Gewiß, wenn Ihr Herz anders dem Ausdruck Ihrer Gesichtszüge entspricht.“

„Ich danke Ihnen für diese Artigkeit. Um vier Uhr bestimmt werden Sie mich an der Domkirche finden.“

Hab' ich es hier vielleicht wieder mit einer Donna Angelica Paular zu thun, dacht' ich, die heirathslustig genug ist, um mich mit ihrer Hand beglücken zu wollen? Oder ist es eine Schöne, die der Freuden des Ehstands müde, die der Liebe mit mir versuchen will? Was es auch sei: ich

will hingeben; aber beide sollen sich gewaltig in ihren Erwartungen betrogen finden!

Um vier Uhr stand ich vor der Domkirche, und erkannte augenblicklich meine, diesen Morgen gemachte, Bekanntschaft, die mich bereits erwartete. Ich folgte ihr nach, und sie führte mich in ein Haus, welches ein sehr gutes Ansehn hatte. In einem Saal deßelben, in den wir traten, ließ sie mich stehen, und bat mich, einige Augenblicke zu warten.

Wie sehr erstaunte ich, als statt einer schönen Dame, ein stattlicher junger Mann die Thüre öffnete, und mich mit den Worten anredete: ich komme, um meine Frau bei Ihnen zu entschuldigen. Sie ist noch beschäftigt, wird aber im Augenblick hier sein.

„Ich möchte sie nicht gern unterbrechen, erwiederte ich; aber darf ich wohl fragen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen?“

„Meine Frau möchte gerne selbst das Vergnügen haben, sich Ihnen zu entdecken.“

Auf

Auf diese kurze Unterredung gingen wir stillschweigend neben einander im Zimmer auf und nieder; der Unbekannte, indem er Worte suchte, um ein Gespräch mit mir anzuknüpfen; ich, indem ich darüber nachdachte, was ich in diesem Hause wohl für eine Rolle zu spielen hätte.

Ich höre meine Frau kommen, sagte er endlich, und laße Sie mit ihr allein.

In diesem Augenblick trat eine hohe, weibliche Gestalt in das Zimmer, die sich mir mit langsamen Schritten näherte. Ich suchte durch den weißen Schleier hindurch ihre Gesichtszüge zu errathen, und ging ihr ungewiß entgegen.

„Wie? fing sie an; der Chevalier von Saint-Gervais kennt mich nicht mehr?“

„Ach, verzeihen Sie, rief ich aus; jetzt erkenne ich Sie an Ihren schönen Augen und Ihrer melodischen Stimme. Sie sind die Schönheit, die ich in Perpignan gefunden, und in Cordova wieder verloren habe. Sie haben mich

einen langen Weg machen laßen, um Sie so wieder zu sehn."

Bei diesem Vorwurf erröthete Seraphine, und schlug die Augen nieder. „Sie haben recht, böse auf mich zu sein; sprach sie, nachdem sie sich einige Augenblicke gesammelt hatte. Ich habe nicht redlich gegen Sie gehandelt."

„In der That, je länger ich Sie ansehe, desto mehr Vorwürfe möcht' ich Ihnen machen."

„Aber wißen Sie, das Sie das Spanische sehr gut sprechen?"

„Das verdank' ich Ihnen."

„Nun denn, Herr Chevalier; ich möchte Ihnen noch weit mehr verdanken. Ich kenne Ihren Edelmuth zu gut, um nicht auf denselben zu zählen."

„Auch wenn ich Sie jetzt zum erstenmal sähe, wenn ich Sie nie geliebt hätte, ich könnte der schönen Seraphine nichts abschlagen. Was fodern Sie von mir? Soll ich für Sie nach Kom-

postella zum heiligen Jakob, oder zur lieben Frau von Atocha wallfahrten?"

„So weit will ich Sie nicht bemühen."

„Ihr Herr Gemahl, mein glücklicher Nebenbuhler, ist ein so hübscher Mann, daß meiner Eigenliebe auch gar kein Trost übrig bleibt."

„Sie werden darum nicht minder nachsichtig gegen mich sein."

„Sie können nur desto mehr auf mich zählen. Welchen Dienst kann ich Ihnen leisten?"

„Den allerwichtigsten, mich mit meinem Vater auszusöhnen. Vor Ihnen wird sein Zorn verschwinden. Er liebt Sie auf's zärtlichste, und der Schmerz, daß er Ihnen nicht Wort halten konnte, hat ihn mehr, als alles andre, gegen mich aufgebracht. Wenn Sie ihn um Verzeihung für mich anflehen, so wird er gewiß nicht widerstehen."

„Er würde vielleicht eher zu erbitten sein, wenn Don Alonso von Adel wäre."

„Er ist reich; er lebt, wie ein Mann von

Stand, und jeder reiche Spanier ist ein Hidalgo, (Edelmann), oder gilt wenigstens dafür."

„Ich werde Ihrem Zutrauen zu entsprechen suchen, werde für Ihre Sache nach allen meinen Kräften reden, und will die schöne, zärtliche Seraphine um der Madame de la Rocca vergeßen."

In diesem Augenblick trat Seraphinens Gatte herein, und verband seine Bitten mit denen seiner Frau mit aller möglichen Herzlichkeit. Er lud mich auf den folgenden Tag zu Tische; ich schlug es aber aus, indem ich dadurch meinen Einfluß auf Don Pacheco, dessen ich jetzt mehr, als je, bedurfte, zu schwächen fürchtete. „Ich werde dafür, endigte ich meine Weigerung, seine Zärtlichkeit zu erwecken, den Vater den Kindern, und die Kinder dem Vater wiederzugeben suchen."

Ich verließ die schöne Seraphine nicht ohne ein schweres Gefühl von dem, was ich in ihr verloren hatte. Ihre Schönheit stand eben in ihrer höchsten Blüthe; der Gott der Ehe schien das

reizende Werk der Natur vollendet zu haben —
alle meine Liebe wachte wieder auf, und stürzte
in einen ungeheuren Schmerz über ihren Verlust
zusammen.

Siebenzehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Es wurde mir nicht ganz leicht, mich in dem großmüthigen Entschluß, den ich gefaßt hatte, zu befestigen. Seraphine war zu schön, um ihr ihre Untreue so ganz verzeihen zu können. Aber ich hatte sie geliebt, ich liebte sie noch, sie rechnete auf meine Großmuth, und so blieb mir nichts übrig, als meiner würdig zu handeln.

Um Don Pacheco'n für meine Absichten zu gewinnen, erwartete ich einen schönen Morgen, da er gut geschlafen hatte, und recht fröhlicher Laune war. Dieser Morgen kam; seine Freundin, die Marquise, hatte ihm eben ein Skapulier zum Geschenke gesandt, das sie selbst gestickt, und deßen schöne Arbeit er mich bewundern ließ. Um seine Heiterkeit noch durch Triumphe zu vergrößern, schlug ich ihm eine Parthie Schach

vor, die ich zum voraus entschloßen war, zu verlieren. Dieß geschah denn auch; die Freude über zwei Siege, die ich ihn nach einander gewinnen ließ, strahlte aus allen seinen Gesichtszügen. Sein Herz öffnete sich weit, und er redete mit Entzücken von den Reizen, von der Treue und Zärtlichkeit seiner schönen Marquise; wie er entschloßen sei, ihr in seinem Testament ein ansehnliches Vermächtniß zu hinterlaßen, und daß er sich in einer Mönchskleidung begraben laßen wolle.

„Aber hoffen Sie sich unter dieser Maske in den Himmel einzuschleichen?“ frug ich ihn lachend.

„Das eben nicht, erwiederte er; allein ich sichere mich doch dadurch, daß der Teufel meine Seele nicht auf dem Wege dahin wegholt.“

„Aber was hinterlaßen Sie Ihrer Tochter?“

„Ihren Mann. Was braucht sie denn mehr?“

„Ihre Zärtlichkeit und Ihre Vergebung.“

„Die wird sie nie erhalten. Sie hat mich

wortbrüchig gemacht, sie hat mein Vertrauen, meine Güte gegen sie verrathen."

„Da laßen Sie lieber mich klagen. Ich habe denn doch am meisten verloren. Ich bin um einen erlauchten Schwiegervater, um eine glänzende Verbindung, um eine schöne Frau gekommen. Und dennoch verzeihe ich ihr ihre Unbeständigkeit, und habe Ihnen Ihr Wort zurückgegeben."

„Sie haben schön, und eines Ritters würdig gehandelt; allein unsre Lage ist verschieden. Sie verlieren zwar eine Frau; allein Sie finden leicht wieder eine andre. Ich verlor eine Tochter, die ich liebte, und erhalte einen Schwiegersohn, den ich nicht lieben kann, und den ich los zu werden gar keine Hoffnung habe. Was würden meine Ahnen sagen, wenn ich einen Kaufmann als Gatten meiner Tochter anerkennte?"

„Man hat mich versichert, daß die Verbindung mit Ihrem Hause dem Don Alonzo ausserordentlich schmeichelhaft ist, und daß er be-

hauptet, der Name Ihres Schwiegersohns adle ihn mehr, als es der Titel eines Granden von Spanien thun würde." — Ich bemerkte, daß ihm diese Wendung wohl that, und so fuhr ich denn fort: „Don Alonzo hat eine ganz vorzügliche Erziehung genoßen; seine Gestalt ist schön, sein Anstand edel, und Jedermann würde ihn nach seinen Aeußern für einen Mann vom ersten Range halten. Er hat vor Ihnen und Ihren ausgezeichneten Eigenschaften die größte Verehrung, und betrachtet Sie als einen der braven Ritter, welche Spaniens Ruhm einst so sehr verherrlichten. Er ist reich; und Sie wißen selbst, wie viel Ansehn der Reichthum in der Welt giebt, und wie er zu Allem führt. Ueberdieß wünschen Sie, mich für meinen Verlust zu entschädigen. Nun denn, so gewähren Sie meine Bitte, und schenken Sie um meinetwillen Ihren Kindern Verzeihung. Größer und schöner können Sie meine Liebe für Sie nicht belohnrn."

„Ihre Großmuth, Ihre Beredsamkeit reißen

mich hin, lieber Chevalier. Wegen Ihrer will ich meiner Tochter verzeihen, will sie wieder vor mein Angesicht kommen laßen."

„Ohne Ihren Gatten?"

„Ja. Aber ich will ihn als meinen Schwiegersohn anerkennen; jedoch nur in der Entfernung, ohne daß er je meine Schwelle betritt."

„Eine halbe Wohlthat ist Ihrer nicht würdig. Ein edles Herz, wie das Ihrige, überläßt sich seiner Großmuth ganz, und schreibt sich keine Gränzen vor."

„Sie dringen zu stark in mich, Chevalier."

„Meine zärtliche Freundschaft für Sie ist der Grund meiner Wärme."

„Nun dann; Sie wollen es; ich will beiden verzeihen; sie können beide zu mir kommen."

Auf diese Worte schloß ich ihn in meine Arme, und schwur ihm Dankbarkeit für mich und seine Kinder. Er erlaubte mir, ihm beide am folgenden Tage zuzuführen, und ich lief sogleich

fort, um Seraphinen die frohe Nachricht zu- bringen.

Zitternd empfieng sie mich, und Thränen begleiteten die Ausdrücke ihres Danks. Ich versprach, sie und ihren Gemahl am künftigen Morgen abzuholen, und sie in die Arme ihres Vaters zu führen.

Achtzehntes Kapitel.

Versöhnung.

Um die verabredete Stunde ging ich hin, um das glükliche Paar abzuholen. Seraphine, in der bloßen Basquina, mit einem weißen Schleier über dem Haupte, blaß und zitternd, gleich der schönen Iphigenie, die man zum Altare führt. Ihr Gatte hatte sich nach meinem Rath wie zur Hochzeit geschmückt, trug ein reich gesticktes Kleid, einen Hut mit weißen buschigten Federn, und war mit Diamanten bedeckt.

Nachdem wir in Don Pachecos Hause angekommen waren, trat ich allein zu ihm in sein Zimmer, um ihm die Ankunft seiner Kinder zu melden. Er rief sogleich seinen Kammerdiener, ließ sich seine schönste Uniform mit dem Kammerherrnschlüßel und dem Kreuz von Calatrava bringen, und legte seinen Galladegen, der ganz

mit kostbaren Steinen bedeckt war, an. Im Vorzimmer mußte sich seine sämmtliche Dienerschaft aufstellen, die sehr zahlreich war, da er, der löblichen spanischen Sitte getreu, alle Bedienten seiner Eltern und Großeltern beibehalten hatte. Erst, nachdem alle diese Anstalten getroffen waren, erhielt ich die Erlaubniß, Don Alonso de la Rocca's Gattin bei ihm einzuführen.

Ich hielt Seraphine an der Hand. Sie zitterte am ganzen Körper, wie eine Taube in den Klauen des Habichts. Ihr Gatte folgte uns nach, und hatte so viel Ungewißes in seinen Schritten, daß er die Angst seines Herzens nur zu deutlich verrieth.

Don Pacheco stand mitten im Zimmer auf einem Stock gestützt, mit bedecktem Haupte, und mit finsterm, drohenden Blicke.

„Sehen Sie hier, Herr Graf, fing ich an, Ihre Tochter und Ihren Eidam, welche, Ihre Kniee zu umfaßen, und Ihre Vergebung anzuflehen, gekommen sind.“

Seraphine stürzte beinahe ohnmächtig zu seinen Füßen. Bei diesem Anblick wurde sein Herz erweicht. Er eilte, sie aufzuheben, und sie nach einem Stuhl zu führen. Jetzt warf er seine Augen auf Don Alonso, deßen sittliches Aussehn und glänzende Kleidung einen lebhaften Eindruck auf ihn zu machen schienen. Mit gesenkten Augen stand dieser stillschweigend da. Um diese drückenden Augenblicke abzukürzen, sprach ich: „Ihre beiden Kinder, durchdrungen von Reue und Liebe gegen Sie, flehen um Verzeihung und um Ihren Segen. Hören Sie die Stimme der Natur und Ihres großmüthigen Herzens, und umarmen Sie Ihre Tochter!"

Seraphine stand auf, um sich ihrem Vater um den Hals zu werfen, aber Don Pacheco kam ihr zuvor, und schloß sie in seine Arme. — O mein Vater, rief sie schluchzend, Verzeihung, Verzeihung!

Don Pacheco strebte vergebens, seine Rührung zu verbergen. „Ja, ja, sagte er; ich ver-

zeihe dir. Möge Gott dir verzeihen, und dich segnen, wie ich!

Aber Ihr Tochtermann ist doch auch in die Amnestie eingeschloßen?“ sprach ich.

Ja, erwiederte er, indem er seine Augen auf ihn richtete. Don Alonso, fuhr er fort, ich hatte meine Tochter dem Chevalier von Saint-Gervais, einem ächten Edelmann, braven Soldaten und Kapitän von der Infanterie; der sieben Feldzüge mitgemacht hat, und mit Wunden bedeckt ist, versprochen. Er hat mir große Dienste geleistet; Sie aber haben mein Kind verführt, und ohne Edelmann zu sein, sich in mein Haus eingedrungen.“

„Ach, rief Seraphine, ich bin eben so schuldig, als er, und da Sie mir verzeihen, mein guter Vater, so verzeihen Sie auch meinem Gatten.“

„Er ist Ihrer Zärtlichkeit, unterbrach ich sie, durch seine Ehrfurcht und seine Bewunderung gegen sie, und durch seine Liebe für Ihre Toch-

ter würdig. Wenn er auch kein Edelmann ist, so hat er die Gesinnungen, den Muth, und das Ansehn eines Edelmanns. Seine Ansprüche sind in seinem Herzen."

„Mein Herr, sagte Don Pacheco, ich erkenne Sie als meinen Sohn, jedoch unter der Bedingung, daß Sie die Handlung verlaßen, und untee die spanischen Garden treten. Sie sind jung, reich und wohlgebaut; ich habe Freunde am Hofe, und will dafür sorgen, daß Sie zum Fähndrich ernannt werden. Mit der Zeit können Sie es zum Kapitän, und vielleicht zum Obristen bringen; denn der Eidam von Don Pacheco y Laßo, Grafen von Montijo, Ritter des Ordens von Calatrava, und Kammerherrn des Königs, muß auf einem Fuß leben, der dem erlauchten Hause angemeßen ist, in das er die Ehre hat, einzutreten."

Don Alonso versicherte, daß er mit Vergnügen einen Stand ergreifen würde, den sein Schwiegervater liebte, und der ihn dem, deßen

Achtung und Zärtlichkeit er über Alles zu verdienen wünschte, angenehm machen könnte.

„Gut dann, sagte Don Pacheco, ich bin mit Ihnen zufrieden, ich erkenne Sie als meinen Sohn und als ächten Edelmann. Laßen Sie Ihre Sachen bringen; Sie sollen mit Ihrer Frau von nun an im Hause meiner Väter wohnen."

So endigte sich, zu aller Zufriedenheit, eine Scene, die im Anfaug für Alle gleich drückend gewesen war. „Braver Chevalier, sprach Don Pacheco zu mir, ich gäbe die Hälfte meines Vermögens darum, wenn Sie ein Spanier wären, und bei uns bleiben könnten. Aber, wo Sie auch sein mögen, in Paris, in London, oder in Peking, überall hin wird Ihnen mein Andenken und meine Freundschaft folgen."

Seraphinens Auge und Don Alonso's Umarmung dankten mir herzlicher, als alle Worte zu thun vermocht hätten. Es wurde mir zum erstenmal nach langer Zeit wieder klar und froh

im Herzen, und ich mußte die Einsamkeit suchen, um die edlen Entschlüße, die darin aufstiegen, fest zu halten, und als ewige Grundpfeiler in mein künftiges Leben zu stellen.

Neunzentes Kapitel.

Eine fröhliche Erscheinung.

Ich schlief noch, als des Morgens heftig an meiner Thür gepocht wurde. Schnell stand ich auf, warf mich in meinen Schlafrock, und öffnete. Da trat mein Dichter herein, fiel mir um den Hals, und erdrückte mich beinahe in seinen Umarmungen.

„Wir haben den Bären der Wildniß mit seinem Hunde hieher gebracht, rief er, und sind schon seit zwei Uhr dieses Morgens auf dem Wege. Aber ich habe Hunger wie ein Löwe. Giebt Don Pacheco zu frühstücken?"

„Ja, die beste Chocolade in allen spanischen Königreichen. — Und wie sind Sie mit dem Pater Augustin ausgekommen?"

„Auf's beste. Er ist bereits wieder in seinem Kloster. Trotz seiner Frömmigkeit und seines

Ernstes ist er ein wahrhaft liebenswürdiger Mann. Aber sollten Sie es glauben, welchen Streich er mir spielen wollte? — Er hatte sich's in den Kopf gesetzt, mich zu bekehren, redete mir von der Gnade, von der Erbsünde und von der Nothwendigkeit, den Weibern, dem Vergnügen und selbst der Dichtkunst, zu entsagen; und drohte mir sogar mit der Hölle, wenn ich mein epikuräisches Leben nicht aufgeben würde. Allein ich antwortete ihm, daß die Dichter aus besonderem Stoffe gemacht seien, und berief mich auf Tibull, mit dem ich sagen könne:

Et me, quod puero fuerim dilectus amori,
Ipsa Venus campos ducet in elysios.

„Sie sehen, lieber Pater, fuhr ich fort, daß wir nach unsrem Tode sogleich in die elysischen Gefilde eintreten, wo wir uns mit Ovid, Properz, der Sappho und Corinna, und mit Horaz und Virgil in die kühlen Schatten legen, und es uns recht wohl sein laßen.

„Aber wo haben Sie denn den Don Fernandez gelaßen?“

„Nicht weit von hier. Er ist in ein Wirthshaus in der Nachbarschaft gegangen, und hat seine Kutte und seinen Bart noch beibehalten, die er nicht früher ablegen will, als bis er seine zärtliche Hälfte wieder gesehen hat.“

„Aber erzählen Sie mir doch, wie die erste Zusammenkunft mit ihm abgelaufen ist.“

„Das will ich dem Pater Augustin überlaßen, der die Hauptrolle bei der Unterhandlung gespielt hat. Er ist ohnedies auf ihren Erfolg etwas stolz, und da will ich ihm seinen Triumph nicht rauben.“

Bei'm Frühstück stellte ich Don Pacheco'n und seiner Tochter meinen zurückgekehrten Dichter vor. Seraphinens Schönheit schien ihn eigentlich zu blenden. „Ich möchte wohl gerne, sagte er leise zu mir, diesen Herrn Alonso zum Menelaus machen. — Don Pacheco lud ihn zum Eßen, und bot ihm Wohnung an. Allein

er liebte die Freiheit zu sehr, um sich auf irgend eine Weise einschränken zu laßen, und versprach nur, zuweilen bei Tische zu erscheinen.

Nach dem Frühstück gingen wir mit einander aus, um dem Pater Augustin einen Besuch zu machen. Er umarmte mich mit der größten Herzlichkeit, ob er gleich wußte, daß ich ein Kalvinist war. „Nun, und wie sind Sie denn mit Ihrem Reisegefährten zufrieden gewesen?“ frug ich ihn.

„Sehr wohl, antwortete er. Es fehlt ihm nie an Appetit, an Fröhlichkeit, und an Gefälligkeit für seine Freunde.“

Nach einigen muntern Zügen aus der Geschichte seiner Reise mit Don Manuel, fuhr der Pater fort: „Am siebenten Tag endlich kamen wir in der Einsiedelei an. Don Fernandez saß eben vor der Thüre derselben, und verzehrte ein Stück Brod, das er mit seinem Hunde theilte. Sein langer Bart, seine wilden Haare und seine braune Gesichtsfarbe, gaben ihm ein schreckliches

Ansehn, und ich wähnte Cain, nach dem Morde seines Bruders, vor mir zu sehn. Als wir uns ihm näherten, stand er auf. Sein Hund fing an, zu bellen, allein er brachte ihn sogleich zur Ruhe, da er Don Manueln erkannte. Er bewillkommte diesen auf's herzlichste, erkundigte sich sogleich nach Ihnen, und führte uns sodann in seine Hütte. Ich frug ihn, ob er in dieser Einöde glücklich sei? — „Nein, gab er mir zur Antwort, aber ich würde an jedem andern Ort noch unglücklicher sein. Glückseligkeit findet sich nirgends auf diesem Planeten.“ — „Glauben Sie das ja nicht, erwiederte ich. Hängt Ihr Herz mit Kindlichkeit an Gott, und lieben und unterstützen Sie Ihren Nächsten, wo Sie können, so finden Sie auf dieser Erde gewiß Ruhe und Glückseligkeit. Es giebt kein Vergehen, das die Reue nicht bestraft; aber auch keine Tugend, welche nicht ihren Trost und Lohn in sich selbst trägt. Die Heftigkeit unsrer Leidenschaften schleudert uns freilich oft gegen Fel-

ſen, an denen unſre Vernunft und unſer Glück ſcheitern; Sie haben ſich durch Rache und Eiferſucht hinreißen laßen, und ſich dadurch in das tiefſte Elend geſtürzt. — „Wie? mein Vater, rief er, als ich ſo ſprach, Sie kennen mein Unglück? Sie wißen, daß ein treuloſes, meineidiges Weib . . . Wißen daß ich einen Verräther geſtraft?“ — „Ich weiß Alles, fuhr ich fort, weiß, daß eine dichte Wolke Ihre Vernunft verfinſtert, und welche Raſerei ſich Ihrer bemächtigt hat. Allein Ihrer Gattin Tugend iſt ohne Flecken. Ihr Nebenbuhler lebt noch, und iſt völlig unſchuldig.“ — Um's Himmelswillen, was ſagen Sie mir? brach er mit Heftigkeit aus. Sollte das möglich ſein? Nein, nein, ich kann es nicht glauben!“ — Jetzt nahm Don Manuel das Wort, erzählte ihm des Grafen von Avila Verhältniß zu den beiden Frauen, und die ſonderbare Schickung, durch die er und ſie auf die Enträthſelung aller aller dieſer Begebenheiten gekommen. Zugleich überreichte er ihm einen gan-

zen Pack Briefe, die in der Zeit jenes Mißverständnißes zwischen dem Grafen und seiner jetzigen Frau, und zwischen ihr und Fernandez Gattin, gewechselt worden waren, und diesem gar keinen Zweifel mehr über die völlige Unschuld seiner Gattin übrig ließen. „O ich Unglücklicher, rief er endlich aus, nachdem er diese Papiere durchgelesen hatte; Tugend, Unschuld, Freundschaft, Menschlichkeit — Alles habe ich verletzt, was dem Menschen das Heiligste sein sollte! O Verzeihung, Verzeihung, meine Franzisca! Aber nein, sie kann mir nie verzeihen! — Und nun brach er in einen Strom von Thränen aus, und schien sich der völligsten Verzweiflung zu überlaßen. „Trösten Sie sich, sprach ich zu ihm, nirgends finden Sie leichter Verzeihung, als bei der Tugend und der Liebe. Die Vorsehung sendet uns hieher, um Ihnen die Decke von den Augen zu reißen, und Sie zur Gerechtigkeit gegen zwei unschuldige Wesen zurückzuführen." — Wir erzählten ihm nun die

ganze Geschichte seiner Gattin nach seiner Flucht, und schilderten ihm ihr heiliges Leben in den Kolonien der Sierra Marena. Unsere Erzählung riß ihn von der schwärzesten Verzweiflung schnell zur ausgelaßensten Freude hin. Er küßte unsre Hände, brach in feurigen Dank gegen Gott und uns aus, überließ sich schwärmerisch den neuen Lebens- und Liebes-Hoffnungen, die wir ihm eröffneten, und schickte sich an, mit uns in die Gesellschaft der Menschen wieder zurückzukehren."

Auf diese rührende Erzählung führte mich der gute Mönch selbst zu dem Einsiedler, der uns mit Ungeduld erwartete. Auch gegen mich ergoß er sich in den wärmsten Gefühlen des Danks und der Reue, und bat uns, ihn zu dem Grafen von Avila zu begleiten, um zu dessen Füßen eine Verzeihung zu erhalten, die er nothwendig haben müßte, ehe er sich ganz seiner neuen, schönen, Zukunft anvertrauen könnte.

Der Graf von Avila nahm ihn mit großmüthiger

Liebe auf, und kam auf das schonendste jedem Ausdruck seiner Reue zuvor. Fernandez gewann bald Zutrauen und Ruhe wieder. Es wurde augenblicklich beschloßen, daß wir ihn am andern Tage nach den Kolonien der Sierra Morena begleiten sollten, um Zeugen seiner Versöhnung und seines neuen Glücks zu sein.

Zwanzigstes Kapitel.

Allmählige Lösung aller Knoten des Romans.

Ich kündigte Don Pacheco'n meine Abreise auf den folgenden Tag an. Seraphine erblaßte, und ihr Vater rief aus: „ach warum habe ich nicht zwei Töchter! Aber Sie sollen dennoch immer mein Sohn sein!“

Auf diese Worte führte er mich in sein Kabinet, nahm einen großen Beutel mit Gold aus dem Schrank, und bot mir ihn mit den Worten an: „Sie haben mir Geld geliehen; erlauben Sie nun, daß ich Ihnen denselben Dienst leiste. Auf Reisen braucht man das.“ — Ich schlug es aus; da fuhr er fort: „wie? ich nehme Geld von einem französischen Edelmann an, und Sie verschmähen das von einem spanischen Hidalgo, vom Grafen von Montijo?“

Ich sah, daß er durch meine Weigerung be-

leidigt wurde, und ließ mir daher gefallen, hundert Piaster anzunehmen; indem ich ihm versicherte, daß mir eine größere Summe nur beschwerlich sein würde.

„Nun denn, antwortete er, so schwören Sie mir bei Ihrer Cavaliers-Ehre, daß Sie jeder Zeit, wann Sie Geld oder einen andern Dienst nöthig haben, sich an niemand, als an mich, wenden wollen. Ich habe immer zweihundert Quadrupeln baar liegen, zum Theil für meine Freunde, zum Theil für die Unglücklichen, und um nach meinem Tode Meßen für mich lesen zu laßen.“

Ich legte die Hand auf meinen Degen, und schwur, zu ihm in allen Bedürfnißen zuerst meine Zuflucht zu nehmen.

Ich speiste noch am Abend vor meiner Abreise mit Don Pacheco und seinen Kindern zu Nacht, und versprach, was ich nicht zu halten entschloßen war, am andern Morgen noch von ihnen Abschied zu nehmen. Seraphine drückte

mir indeß, als wir auseinander gingen, die Hand, und sprach mit zitterndem Tone: „Mein lieber Chevalier; ich werde Sie nie vergeßen. Mögen sie so glücklich werden, als Sie es verdienen, und ich Ihnen wünsche! Erinnern Sie sich oft, daß Sie in Cordova die zärtlichste Freundin haben." — Auch ihr Gatte sagte mir in den freundschaftlichsten Ausdrücken, wie viel er mir verdanke, und wie glücklich er sein würde, wenn er mir seine Erkenntlichkeit beweisen könnte. — „Morgen sehen wir Sie denn zum letztenmale!" riefen Alle zusammen. — „Ja, morgen! stammelte ich mit gepreßtem Herzen; Morgen, morgen . . . und eilte auf mein Zimmer.

Antonio half mir, als der Tag angebrochen war, leise und unbemerkt einem Hause zu entwischen, in welchem mir so wohl und so wehe geworden war. Don Manuel und Don Fernandez erwarteten mich schon mit dem Wagen. Lebt wohl, Don Pacheco, schöne Seraphine, redliche zärtliche Freunde alle, und du reizendes

Cordova! rief ich aus — und der Wagen rollte fort.

Schweigend saßen wir neben einander. Don Fernandez dachte an das Glück, das seiner wartete; mein Herz schwamm in Wehmuth, in Erinnerungen an süße, herb getäuschte, Hoffnungen. Don Manuel sah einen um den andern von uns beiden an, und begann am Ende, da wir unser Schweigen nicht brechen wollten, eine Romanze zu singen, die er auf die Untreue einer seiner Geliebten gemacht hatte.

Sein Gesang und die Erzählung der Begebenheiten, welche ihn veranlaßt hatte, brachte nach und nach eine fröhlichere Stimmung und eine allgemeine Unterhaltung in unsre kleine Gesellschaft. Don Manuels Laune war unwiderstehlich. Sein leichter Sinn theilte sich unvermerkt jedem mit, der bei ihm war, und so verstrichen selbst Don Fernandez die Stunden schneller, als die ungeduldige Erwartung seines nahen Glücks glauben machen sollte.

Als wir uns dem Hause der Donna Franzisca näherten, rief Fernandez plötzlich aus: „ich sehe sie, sie ist's, sie hat ihr Kind in den Armen!"

Er stieg aus, setzte sich auf einen Stein, und ließ uns allein vorwärts gehen, um ihn anzukündigen.

Eine Frau von hoher, blühender Schönheit, in sehr einfachem, aber äußerst geschmackvollem Anzug, saß vor der Thüre. Neben ihr ihre Mutter, und rings um sie eine Menge Federvieh, dem sie Futter gaben, und an denen sich das Kind, das Franzisca in den Armen hielt, sehr zu ergötzen schien.

Als wir uns ihr näherten, stand sie, mit einem Ausdruck von Erstaunen über unsre Gegenwart, auf. Nach der ersten Begrüßung überreichte ich ihr den Brief des Grafen von Avila. „O ich freue mich sehr, rief sie, Nachrichten von ihm zu erhalten! Wie geht es diesem meinem großmüthigen Freunde?"

Ich

Ich bat sie, sein Schreiben zu lesen. Sie öffnete sogleich den Brief, und durchlief ihn. Als sie an die Stelle kam, worin der Graf schrieb, daß wir ihr Nachrichten von ihrem Gatten geben würden, entfärbte sie sich, und fing an, am ganzen Körper zu zittern. „Wo ist der Unglückliche? rief sie mit bebenden Lippen. Wie geht es ihm ohne mich? Hat er mich ganz vergeßen? Liebt mich also nicht mehr?"

„Sie sind noch immer sein einziger Gedanke, antwortete ich ihr. Er brennt vor Verlangen, sie wiederzuseh'n."

„Und warum kömmt er denn nicht zu mir?"

„Jener Einsiedler, der dort auf dem Steine sitzt, kann Ihnen genauere Nachricht geben. Er hat Don Fernandez gesprochen; soll ich ich ihn rufen?"

„O laßen Sie uns zu ihm eilen!"

Sie gab ihrer Mutter das Kind, sprang auf Fernandez zu, und frug ihn, ohne ihn zu erkennen, nach ihrem geliebten Fernandez.

„Seine Gesundheit, gab dieser mit zitternder Stimme zur Antwort, hat dem Gram und der Reue widerstanden. Er brennt vor Verlangen, Sie wiederzusehn, und zu Ihren Füßen Verzeihung und Vergeßenheit seiner schrecklichen Verirrungen zu flehn."

„O machen Sie, daß er kömmt! Alles ist verziehen! Alles ist vergeßen!"

Fernandez fiel ihr bei diesen Worten zu Füßen, ergriff ihre Hand, und benetzte sie mit Thränen.

„Himmel, was machen Sie? Wer sind Sie?" schrie Donna Franziska.

„Ich bin dieser Unglückliche, der die Liebe des besten Weibes nicht mehr verdient!"

Jetzt sah sie ihn genauer an, glaubte seine Züge, seine Stimme wieder zu erkennen, aber wagte es noch nicht, sich ihren Gefühlen ganz zu überlaßen. „O, rief sie in der größten Bewegung aus, gebet mir Gewißheit! Bist du wirklich mein Fernandez?"

Ja, meine theure Franzisca, ich bin dein unglücklicher; Dein schuld- und reuebelasteter Gatte!"

Nun erst erkannte sie ihn ganz, und warf sich ihm begeistert von Freude um den Hals. Keine Worte fanden ihre Empfindungen; aber ein reicher Thränenstrom machte ihrem gepreßten Herzen Luft.

So hielten sich beide sprachlos in den Armen, bis Donna Franzisca dem Uebermaaß ihrer Gefühle unterlag, und in Ohnmacht sank. Jetzt erst fand Fernandez Worte. Er trug sie auf einen Stuhl, und rief sie mit den zärtlichsten Ausdrücken wieder in's Leben zurück. Auch ihre Mutter kam herbei geeilt, und that, als sie Fernandez in seinem jetzigen Aufzug erkannte, einen Schrei des Entsetzens.

Endlich schlug Franzisca die Augen wieder auf, und blickte gerührt in die Freudensonne,

die ihr aufgegangen war. Es erfolgten alle die tausend Ergießungen der Zärtlichkeit, des Wiedersehens und der Liebe, welche kein Dichter zu malen unternehmen sollte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein Mittagsmahl in der Sierra Morena.

Wir verließen das glückliche Ehepaar, und suchten in einem Wirthshause unterzukommen, das wir in dieser Kolonie auch beßer fanden, als in den bevölkertsten Provinzen von Spanien. Ueberall war hier eine völlig neue Schöpfung zu erkennen. Die Erde war mit den üppigsten Saaten und reich beladenen Fruchtbäumen bedecket. Ueberall lebte es von Geflügel, von Schafen und kraftvollem Hornvieh. Die Bewohner schienen noch so neu, als ihre Wohnungen. Man hörte an allen Ecken andere Sprachen reden — und was uns am meisten auffiel, wir erblickten nirgends einen Mönch.

Wir hatten versprochen, uns am andern Tage bei Don Fernandez zum Mittagseßen einzufin-

den. Als wir in seinem Hause ankamen, konnten wir uns nicht genug über die Veränderung wundern, die mit ihm vorgegangen war. Er hatte sich seinen Bart abgeschnitten, seine Haare waren in der schönsten Ordnung, und das Einsiedlerskleid hatte einem einfachen, anständigen Anzug Platz gemacht. Aus dem schmutzigen Eremiten war ein schöner junger Mann geworden, der im vollsten Glanze des kraftvollsten Alters da stand. Ich wünschte ihm zu dieser Veränderung Glück, und Don Manuel verglich ihn mit Jason, als ihn Medea verjüngt hatte. —

„Hier ist die Zauberin, antwortete Don Fernandez, indem er auf seine Gattin deutete, die mir meine Jugend wieder gegeben hat!" — Auch Donna Franzisca schimmerte in neuen Reizen, die durch ihr Glück aufgegangen waren.

„Sie finden mich in einer sehr angenehmen Beschäftigung, sprach Don Fernandez, ich bin Haushofmeister und Garten-Aufseher geworden. Beide Aemter beglücken mich jeden Augenblick

mit neuen Freuden. Wir erwarten noch einen andern Gast, den Pfarrer; denn die Kolonisten haben sich, um anständiger leben zu können, entschließen müßen, ihre Haushaltungen zu vereinigen."

„Ja, sagte Donna Franzisca, ich habe das Glück gehabt, daß sich der Pfarrer auf diese Weise an mich anschließen wollte. Er hat mir große Dienste geleistet, und den größten, indem er mich durch frommeu Zuspruch, durch Vorstellungen von der Barmherzigkeit Gottes und dem Lohn der Tugend aufrecht erhalten hat. Er hat mich nicht getäuscht, wie Sie sehen. Der Himmel ist barmherzig gegen mich gewesen, und hat mir den Vater meines Kindes und den Gatten, der mein einziges Glück ausmacht, wiedergeschenkt."

Der Pfarrer kam endlich, und wir setzten uns zu Tische. Das Speisezimmer war ein luftiger und übertünchter Saal, deßen einziger Schmuck in einem Bilde der Mutter Gottes be-

bestand. Das Eßen war einfach, aber im höchsten Grade schmackhaft, und alles erinnerte an eine glückliche, patriarchalische Zeit, welche leider für diese Welt verschwunden ist. Der Pfarrer erzählte uns über Tische die Geschichte dieser Kolonie, und verbreitete sich dabei mit großem Lob über die Verdienste des Grafen von Olavides, des Stifters derselben. „Sie sehen, sprach er, dieser unsterbliche Mann hat in unserm eisernen Zeitalter goldene Tage über einen Strich Erde heraufgeführt, der von der Natur und allen ihren Segnungen verlaßen schien. Aber ich fürchte, ich fürchte, daß dieses Glück nicht von langer Dauer sein wird. Schon höre ich hie und da Stimmen der Unzufriedenheit; denn die Trägheit und der unruhige Geist des Menschen vergiften nur zu bald jeden Zustaud, mit dem er sich begnügen könnte. Zwar hat die Regierung ein wachsames Auge auf diese Kolonie, und läßt ihr jeden Schutz angedeihen; aber wird das immer so bleiben? Mir ist bange vor der Rache der

Mönche, die nichts versöhnen kann. Der Graf von Olavides hat sie auf eine Weise beleidigt, die sie ihm nie verzeihen werden. Er hat von dem König ein Gesetz zu erhalten gewußt, dem zu Folge nie ein Kloster in der Kolonie errichtet werden darf, und alle geistlichen Geschäfte von den Pfarrern besorgt werden müßen. Dieses Gesetz wird einst die ganze Schöpfung umstürzen. Die Mönche intriguiren bereits in der Stille, und ich fürchte, daß der Graf selbst noch seine menschenfreundlichen Bemühungen theuer genug wird bezahlen müßen." *)

*) Die Weißagung des guten Pfarrers ist leider bald nachher eingetroffen. Olavides wurde arretirt und der Inquisition ausgeliefert. In aller Stille wurde sein Prozeß vor derselben geführt, und er mit keiner der albernen Mummereien verschont, wodurch dieses Institut von jeher den Pöbel in Schrecken gesetzt hat. Eine Versammlung von vierzig Personen, unter welchen Granden des Königreichs und Generale waren, sollte über ihn richten. Man beschuldigte ihn seiner Verbindungen mit Voltaire und Roußeau und der Freigeisterei überhaupt. Das Urtheil erklärte ihn am Ende, als einen Ketzer, aller seiner Güter verlustig, und verdammte

ihn zu einer achtjährigen Gefangenschaft in einem Kloster, wo er nichts anderes, als Erbauungsbücher, lesen, und jeden Monat einmal beichten sollte. Er mußte förmlich seine Irrthümer abschwören, und nur der Monarch selbst milderte den Ausspruch seiner Richter, von denen mehrere sogar für seinen Tod gestimmt hatten. Man ertheilte ihm, seiner Gesundheit wegen, Erlaubniß, die Bäder in Catalonien zu besuchen, und hier war's, wo er Gelegenheit fand, zu entwischen, und in Frankreich Sicherheit und Ruhe zu finden.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ankunft in Valencia.

Wir trennten uns am folgenden Tage von der glücklichen Familie, deren Wiedervereinigung bisher das schönste Ereigniß unserer ganzen Reise gewesen war. Ich nahm den Weg nach Valencia, um meinen Freund Inigo noch einmal vor meiner Rückkehr nach Frankreich zu sehen; und Don Manuel beschloß, trotz dem Schwur, den er gethan hatte, mich zu begleiten.

Es begegnete uns auf dem ganzen Wege auch gar nichts, was des Aufzeichnens werth wäre. Mein Dichter war zwar unerschöpflich an guter Laune, an Gesängen und an Scherzen; allein sein Genie fand nirgends Spielraum genug für seinen Erfindungsgeist. Erst, als wir über die Gränzen des Königreichs Valencia kamen, schien seine Laune und sein Muthwillen einen neuen

Schwung zu erhalten. Seine Liebe für Donna Clara wachte in ihrer ganzen Kraft wieder auf, und er ergoß sich in einer Menge von Planen, durch welche er den Herzog von Silva zu täuschen sich vornahm.

Endlich gelangten wir in dem schönen Valencia an. Ich trat in Don Inigo's Kabinet, ohne mich bei ihm melden zu laßen, und wurde mit einem lauten Schrei der Verwunderung und Freude, mich wiederzusehn, empfangen. Ich stürzte mich in seine Arme, die mich aufs zärtlichste umschloßen.

Nach den ersten Ergießungen der Freude und des Wiedersehens, frug ich ihn nach Rosalien.

„Sie ist in tiefer Trauer, versetzte Don Inigo, denn sie hat eine Nachricht erhalten, welche ihr sehr zu Herzen geht, und mich zugleich mit der größten Freude erfüllt. Jener Unglückliche, den sie ihren Gatten nannte, hat das Ziel seiner Frevelthaten gefunden. Er war aus den Gefängnißen von Madrid, in welche er we-

gen Schulden und anderer Schändlichkeiten geworfen worden, entsprungen. Die Alguazils verfolgten ihn; er wollte sich vertheidigen, und verwundete auch wirklich einen derselben. Allein ein anderer spaltete ihm in dem nemlichen Augenblick den Kopf mit dem Säbel. Rosalie konnte dem unglücklichen Schicksal eines Mannes, den sie geliebt hatte, nicht widerstehn, und was sie am meisten quält, ist der Gedanke, daß er so plötzlich, ohne noch gebeichtet zu haben, aus seinem ruchlosen Leben weggerißen worden ist. Sie beweint ihn unaufhörlich; allein ich hoffe, daß Ihre Gegenwart ihre Thränen trocknen, und ihren Schmerz nach und nach zerstreuen wird."

Er ließ sie selbst rufen, ohne ihr sagen zu laßen, daß ich angekommen sei. Bei meinem Anblick war ihre Bewegung so lebhaft, daß sie sich nicht aufrecht halten konnte, sondern auf einen Seßel niedersank. Ich bat ihren Vater um die Erlaubniß, sie umarmen zu dürfen, und Ro-

salie drückte mich erröthend an ihre Brust. Sie schien mir in ihrem Trauerkleide weit schöner, als vormals. Ihr sanfter zärtlicher Blick, ihr trauriges Ansehn, und die zarte Schaam auf ihren Wangen, vereinigten sich, aus ihr das interessanteste Wesen zu machen.

„Sie beweinen also einen Gatten, sprach ich zu ihr, der Sie so niederträchtig verlaßen hat?"

„Ja, antwortete sie, sein Unglück macht mich alle seine Fehler vergeßen. Ich habe schon viel für ihn gebetet, und mein Vater hat mir versprochen, hundert Meßen für die Ruhe seiner Seele lesen zu laßen, wenn sich anders Gott seiner erbarmt, und ihn, statt in die Hölle, in das Fegfeuer geschickt hat. O wenn ich nur das gewiß wüßte!"

Ich nahm bei Don Inigo Wohnung an. „Sie sind in Ihrem eigenen Hause und bei Ihrem Vater, sprach er. Je länger Sie bei uns bleiben werden, desto dankbarer werden ich und Rosalie gegen Sie sein."

Don Manuel miethete sich bei einem Juden ein, der in einem entfernten Quartier der Stadt wohnte. Ich sah ihn mehrere Tage gar nicht, bis er endlich des Morgens einmal mit ganz verstörtem Gesicht in mein Zimmer trat. Erstaunt über sein Aussehn, frug ich ihn, ob er krank sei?

„Ach, antwortete er, ich weiß nicht, was aus mir geworden ist. Mein Geist befindet sich in einer völligen Verwirrung."

„Hat sie Donna Clara vielleicht nicht gut aufgenommen? Hat die keusche Penelope ihren Ulyß nicht mehr erkannt?"

„Ja, sie ist eine Treulose, eine Nichtswürdige. Gleich am ersten Abend unsrer Ankunft in Valentia flog ich in meiner Mönchskleidung zu ihr. Statt des schönen Willkommens, mit dem ich mir geschmeichelt hatte, wurde ich mit Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung, empfangen. Ich wähnte erst, daß sie mich nicht mehr kenne, und sagte ihr, daß ich Don Manuel, ihr Dich-

ter, ihr Geliebter, sei. „Ich erinnere mich Ihrer wohl, gab sie mit Unwillen zur Antwort, aber ich erinnere mich auch Ihres Schwurs, innerhalb zwei Jahren nicht wieder nach Valencia zu kommen. Sie sind ein Meineidiger, und ich habe nicht Lust, Ihr Verbrechen zu theilen. Zittern Sie vor der Rache des Himmels. Gott läßt seine Heiligen nicht ungestraft beleidigen, sondern rächt in eigener Person die Verachtung seiner Auserwählten. Erinnern Sie nicht der zwei und vierzig Kinder, welche den Propheten Elisa gehöhnt haben, und alle dafür von den Bären gefreßen worden sind?“ — Erstaunt über diesen Empfang stand ich einige Augenblicke schweigend da; endlich fand mein Unwillen Worte, und ich fing an: „ich sehe wohl, meine Schöne, daß Sie, wenn Sie auch den Verstand völlig verloren, doch noch ein Stück Gedächtniß übrig behalten haben. Wirklich, für so gelehrt hätte sie ich Sie nicht gehalten. Wer, zum Henker, hat Sie denn diese schöne Geschichte von

den Bären gelehrt? Inzwischen find' ich mit Vergnügen, daß aus der sündhaften Magdalena eine reuevolle Magdalena geworden ist. Ihre Gewißensbiße rühren mich; drum sollen Sie auch die Absolution haben." Mit lächerlicher Gravität gab ich ihr diese, und ging fort, da ich eben das ganze Feuer ihres Zorns und Haßes in ihren Augen aufglühen sah. Ich eilte nach Hause, und aß mit meinem Juden zu Nacht. „Sohn von Jakob und von Rahel, sprach ich zu ihm, laß' uns im Wein Liebe und Sorgen begraben! Mein Vorschlag gefiel ihm um so besser, da ich den Wein herschaffte, und so fingen wir dann an, rüstig zu trinken. Mein Genoße, erwärmt vom Wein, redete mit Hohn von den Heiligen und Märtyrern, und prieß den Teufel. Ich war nicht klüger wie er, und trank auf Satans Gesundheit. Wir luden ihn förmlich zu unserm Nachtmahl ein, und legten uns, nachdem wir lange genug gelacht hatten, zu Bette."

„Bis jetzt klingt freilich alles recht lustig,

fuhr Don Manuel fort, aber das Schlimmste kommt nach. Ich war schon eingeschlafen, da öffnete sich die Thüre meines Zimmers, und es trat ein Trupp schwarz gekleideter Männer, mit Todtenschädeln in den Händen, und den Teufel an ihrer Spitze, zu mir herein. Sie stellten einen Sarg neben mein Bette, und der Herr der Hölle trat an daßelbe. In fürchterlicher Angst frug ich ihn, was er von mir wollte? „Mein lieber Apostel, gab er mir zur Antwort, du hast mich gestern zur Tafel geladen, und ich komme nun aus Dankbarkeit, dich zu einem Gastmahl zu bitten, welches in vier Tagen in meinem Pallast gehalten werden wird. Luther, Calvin, Pilatus, Mohammed, Kaiser Julian, König Heinrich VIII, Johann Huß, und Hieronymus von Prag werden von der Gesellschaft sein. Nach diesen Worten verschwand er, und hinterließ einen schrecklichen Schwefeldampf. Sie können sich denken, in welchem Zustand ich mich befand. Ich war nicht mehr vermögend, einzuschlafen, uud lag in

der fürchterlichsten Herzensangst bis an den Morgen. Mein Israelite, dem ich den Traum erzählte, lachte mich freilich darüber aus, und brachte es durch seine ruchlosen Scherze dahin, daß ich wieder fröhlich wurde. Um meine Stimmung zu benutzen, ging ich zu einem alten guten Freunde zum Eßen, der ein großes Vermögen von seinem in Mexico gestorbenen Oheim geerbt hat. Ich vertraute ihm meinen Schwur, und meinen Meineid, so wie die Folgen deßelben; allein er, der ein großer Ungläubiger, ein gewaltiger Verächter der Heiligen und ihrer Wunder ist, lachte mir in's Gesicht. „Der heilige Vincent ist im Paradies, sagte er, und hat keine so gute Brillen auf der Nase, um alles zu sehn, was auf der Erde vorgeht. Sankt Peter hat ja unsern Herrn auch dreimal verläugnet, und ist dennoch ein großer Heiliger. In wenigen Tagen fällt das Fest von Sankt Vincent ein, da machst du ein paar Verse zu seinem Lobe, und dafür ist alles verziehen. — Dieses Gespräch, das bei vol-

len Gläsern gehalten wurde, setzte meinen Kopf wieder zurecht, und ich legte mich Abends voll Fröhlichkeit und Vertrauen zu Bette. Aber siehe da, ich hatte wieder eine Erscheinung. Ein großes, weiß gekleidetes Phantom, mit einer Strahlenkrone auf dem Haupt, trat an mein Bette, und sprach: „ich bin der heilige Vincent Ferrier, und habe Erbarmen mit dir. Um deine Seele zu retten, bin ich vom Himmel herabgestiegen, und fodre dich auf, deine Sünden zu bereuen, weil du nicht mehr, als noch drei Tage, zu leben hast. Nur in diesem Gewande kannst du vor dem Ewigen treten. Zittre, und flehe um Gnade, oder du wirst der ewigen Verdammniß zum Raube!"

„Auf diese Erscheinung sprang ich von meinem Lager auf. Keinen Schlaf haben seither meine Augen gefunden. Unaufhörlich tönt mir die Stimme des Heiligen in den Ohren. Mein Geist hat keine Ruhe, und die Schrecken der Hölle schweben mir unaufhörlich vor den Augen."

So endigte Don Manuel seine Erzählung. Ich war wohl auch versucht, ihm in's Gesicht zu lachen; allein der Zustand, in welchem ich ihn sah, forderte Schonung. Ich suchte ihn zu trösten, suchte diese Erscheinung aus seinem erhitzten Zustand zu erklären, und schlug ihm vor, mit mir bei Don Inigo zu eßen, um in Gesellschaft von ruhigen, mäßigen und vernünftigen Menschen, den Gleichmuth wieder zu gewinnen, den er verloren hätte. Allein er lehnte das ab, und sagte, daß er damit beschäftigt sei, eine Satyre auf Donna Clara zu machen, der er bei seinem nahe bevorstehenden Tode doch auch ein Vermächtniß hinterlaßen müßte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Traurige Katastrophe des fröhlichen Dichters.

Am andern Morgen eilte ich zu Don Manuel. Ich fand ihn im Bette. So wie er meiner ansichtig wurde, rief er mir entgegen: „o mein Freund, mit mir ist es zu Ende. Das Fieber verzehrt mich. Ich habe die vergangene Nacht neue Visionen gehabt; der heilige Vincent läßt nicht von mir ab, und rächt sich auf's fürchterlichste an mir. Schicken Sie mir doch einen Arzt und einen frommen Geistlichen, um vor ihm zu beichten."

Ich sah, daß das Fieber seinen Kopf völlig geschwächt hatte, und eilte daher zu Don Inigo zurück, um ihn wegen der Wahl des Arztes und des Beichtvaters um Rath zu fragen. Er verwies mich an diejenigen, die er selbst zu gebrau-

chen pflegte, und so ging ich denn zuerst zu dem Arzte.

„Es ist bald Zeit zum Mittagseßen, gab mir dieser zur Antwort, und um diese Stunde pflege ich keine Krankenbesuche zu machen.“

„Nun, so kommen Sie doch gleich nach Tische?“ frug ich.

„Das ist nicht möglich, denn da halte ich meine Mittagsruhe.“

„Aber wenn diese vorbei ist, erscheinen Sie doch eiligst bei meinem Kranken?“

„Auch das kann nicht sein; denn ich habe diesen Morgen den Kardinal Erzbischof purgiren laßen, da begreifen Sie wohl, daß ich nachsehen muß, wie sich Sr. Eminenz befindet. So wie dies indeß geschehen ist, gehe ich, aus Rücksicht auf meinen Freund, Don Inigo, zu Ihrem Kranken.“

„Wenn er aber inzwischen stirbt?“

„So bin ich unschuldig. Inzwischen wollen wir Gott für ihn bitten.“

All' mein Zureden war vergeblich. Es blieb

einmal bei der Tagesordnung, die er sich vorgeschrieben hatte, und die er, wie er sagte, nicht unterbrechen dürfte, wenn er nicht auch krank werden wollte. Ich ging daher fort, und suchte den Geistlichen auf, den mir Don Inigo genannt hatte. Aber auch diesen traf ich erst gegen Abend zu Hause, wo er mich dann sogleich zu Don Manuel begleitete.

Wir fanden den Arzt bereits bei ihm, der mir in's Ohr sagte, daß mein Freund ein hitziges Fieber habe, daß er nicht für sein Leben bürgen könne, und daß man ihn sogleich beichten laßen müßte.

So wie Don Manuel den Geistlichen erblickte, rief er: „Mann Gottes, ich bin verloren! Morgen erwartet mich der Teufel mit Luther, mit Calvin, Judas, Pilatus, Mohammed, und Julian dem Apostaten, bei'm Eßen!"

Der Geistliche suchte ihn durch frommen Zuspruch zu trösten, und sprach ihm von Gottes Güte und Barmherzigkeit. „Sankt Paul, sagte

er, war ein Feind Gottes; Sankt Augustin war in den Schlamm aller Laster versunken, und dennoch hat sie Gott zu sich in seine Herrlichkeit erhoben. Hören Sie die himmlische Stimme, die Ihnen zuruft, wie einst dem Knaben Samuel, und machen Sie es nicht, wie dieser, der diese Stimme nicht erkannte. Hören Sie die Stimme? Erkennen Sie sie?"

„Ja, mein würdiger geistlicher Vater," gab Don Manuel zur Antwort.

„Der Gott der Barmherzigkeit sendet jetzt eine schwere Krankheit über Sie, um Sie zum Heil zu leiten."

„Aber das hätte denn doch auch später noch geschehen können."

„Gottes Rathschluß ist immer der beste. Wollen Sie beichten, um Ihr Gewißen zu erleichtern?"

„Gerne will ich das; aber ich habe keine Zeit mehr, mich zu dieser heiligen Handlung vorzubereiten."

Wir ließen den Kranken mit dem Geistlichen

allein, und ich kehrte traurig zu Don Inigo zurück. Er suchte mich zu trösten, und Rosalie sagte mir mit leiser Stimme: es bleiben Ihnen immer noch in meinem Vater und mir zärtliche Freunde übrig.

Aber aller Trost war vergeblich. Ich konnte die ganze Nacht kein Auge schließen. Unverrückt stand mir der liebenswürdige Dichter in aller Blüthe seiner Jugend und seines Geistes vor den Augen, wie ihn der Tod mitten aus seiner Laufbahn hinwegriß.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Kaum war es Tag, so machte ich mich auf, um meinen kranken Freund zu besuchen. Er schlief, denn man hatte ihn zweimal zur Ader gelaßen; aber seine Wärterin versicherte mich, daß er die ganze Nacht irre geredet habe.

Ich setzte mich an sein Bette nieder, um zu warten, bis er aufwachte. Er nannte Donna Clara in seinen Träumen, und wandte sich mit den zärtlichsten Worten an sie. Dann schrie er plötzlich auf: „wo bin ich? ich sehe die Eumeniden! Hier sind Minos, Aeacus und Rhadamanth in schwarzen Röcken und mit langen Bärten, und richten über die bleichen Schatten!"

Die Heftigkeit dieser Fantasie weckte ihn auf. Er ließ die Augen im Zimmer hin und her laufen, und heftete sie endlich auf mich. Nach eini-

ger Zeit erkannte er mich, und nun sprach er mit schwacher Stimme: „mein Freund, der Tod schwebt mit seiner Sichel über mir. Es ist alles aus; St. Vincent läßt nicht von mir ab. Um ihn zu besänftigen, habe ich das Gelübde gethan, wenn ich wieder genesen würde, sein Leben und seine Wunderwerke in Verse zu bringen. Ach, ich habe Gott vor Ihren Augen beleidigt, ich habe Ihnen durch ruchlose Handlungen und Reden Aergerniß gegeben, verzeihen Sie mir das!"

Ich sprach ihm Trost und Muth ein, und versicherte ihn, daß er nie meine Achtung und Freundschaft verloren habe.

„Nun denn, fuhr er fort, so bitte ich Sie um einen Freundschaftsdienst, der mir sehr am Herzen liegt. Nehmen Sie die Handschrift von meinen Versen zu sich, und laßen Sie sie nach meinem Tode drucken. Epikur tröstete sich auf dem Todbette mit der Vortrefflichkeit seiner Schriften, die er der Welt hinterließ; und dieser

Trost ist auch der meinige. Mein Beichtvater verlangt zwar, daß ich sie verbrennen solle; allein Gott hat Abraham auch befohlen, ihm seinen Sohn zu opfern, und dennoch hielt er seine Hand zurück, als sie den Stoß auf Isaaks Leben führen sollte. Thun Sie das Gleiche; retten Sie das Theuerste, was ich besitze. Es ist ein Verdienst, das Sie sich um mein Vaterland machen, und um den Erlös aus dem Verkauf meiner Werke laßen Sie Seelmeßen für mich lesen; denn ich möchte nicht zu lang' im Fegfeuer bleiben."

Ich gab ihm die Versicherung, daß ich seinen Wunsch erfüllen, und nichts unterlaßen würde, um seinen Ruhm zu verewigen. Dieser Gedanke that ihm wohl, und ich sah, daß zum letztenmal ein Hoffnungsstrahl in seinen Augen blitzte. Der Arzt kam, und untersuchte seinen Zustand. Er fand ihn im höchsten Grade bedenklich, und rieth mir, ihm in Eile die letzten Segnungen der Religion ertheilen zu laßen. Ich schickte da-

her sogleich zu dem Geistlichen. Er erschien mit dem ganzen lärmenden Gefolge, womit die katholische Kirche die Sterbenden betäubt. Don Manuel empfing den geistigen Trost mit rührender Erbauung für alle Gegenwärtigen, aber auch mit einer so gewaltsamen Erschütterung, daß er, nachdem die heilige Handlung geendigt war, ganz geschwächt auf sein Bette zurücksank, und eine ganze Stunde in völliger Agonie da lag.

Nach dieser kurzen Frist begann er wieder irre zu reden. Er rief die Namen Clara, Sankt Vincent, durcheinander, sang mehrere Lieder, die er gedichtet hatte, und starb endlich mit den Worten:

Ohne Lieb' und ohne Wein
Könnte Leben Leben sein?

Einen hellen Augenblick hatte er nur noch gehabt, in welchem er den zärtlichsten Blick auf mich geworfen, die Hand gegen mich ausgestreckt, und Worte gesucht hatte, um mit mir zu reden.

Ich zerfloß in Thränen, und Don Inigo kam, um mich von dem Leichnam loszureißen. So endigte sich ein schönes Leben im zwei und dreißigsten Jahre, und ging für mich ein Freund verloren, der, bei aller Verschiedenheit unsrer Denkungsweise, mich dennoch auf's innigste an sich gezogen, und so oft mit mir gelacht und getrauert hatte!

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Starker Schritt zum Ende des Romans.

Don Inigo führte mich am folgenden Morgen auf sein Landgut, um mich zu zerstreuen. O welchen Trost findet ein gepreßtes Herz im Schooß der Freundschaft, und in der süßen Einsamkeit einer schönen Natur, die eben im valencianischen Frühling aufblüht! Don Inigo machte keinen Versuch, mich mit langen Reden und philosophischen Sprüchen zu trösten; er überließ mich ganz mir selber, wenn ich die Einsamkeit suchte, aber war überall mit Freundlichkeit und heiterer Ruhe zugegen, wenn mein Herz einer freundschaftlichen Ergießung bedurfte. Fand ich ihn so mit seiner Tochter unter einem Orangengebüsch, oder an einem spiegelklaren Bewäßerungskanal, sitzend, so sagte mir Rosalie manchmal: „ich habe geweint, wie Sie, und wer

hat

hat nie Thränen vergoßen? Sie haben die meinigen getrocknet, Sie haben mich getröstet; finden Sie bei mir nicht auch den Trost, den ich bei Ihnen gefunden habe?" Ich versicherte sie alsdann, daß ihre Gesellschaft und ihre Freundschaft der wohlthätigste Balsam für meine Wunde seien.

Einst verließ uns Don Inigo einige Augenblicke auf einem Spatziergang, den wir mit einander machten, da sagte ich zu Rosalien: „wie süß und heiter ist die Zeit, die ich mit Ihnen zubringe, liebenswürdige Freundin! die ganze Natur schmückt sich in Ihrer Nähe mit neuen Reizen."

„Zeit und Natur, gab sie mir zur Antwort, würden noch schöner für Sie sein, wenn die reizende Seraphine an meiner Stelle wäre."

Glauben Sie das nicht; denn in einem gekränkten Herzen stirbt die Liebe bald dahin; aber Ihr Wohlwollen, Ihre Freundschaft . . . . "

„Können den Verlust, den Ihr Herz erlitten

hat, nicht ersetzen." Sie pflückte eine Rosenknospe, die sie mir mit den Worten reichte: „ich wünschte, daß diese Blume das Symbol der Freundschaft wäre, und daß sie ewig blühte! — da kommt mein Vater; laßen Sie uns ihm entgegen gehen!"

Nach einiger Zeit, als Don Inigo mich wieder ruhiger, und der Freude offener fand, trat er einmal des Morgens sehr frühe in mein Zimmer. „Das Wetter ist herrlich, fing er an, die Luft ertönt vom Gesang der Vögel, und duftet von den herrlichsten Blüthen des Frühlings. Laßen Sie uns unser Frühstück im Freien einnehmen, und nach demselben einen Spatziergang an's Ufer des Meeres machen. Bis Rosalie aufwacht, sind wir wieder zurück."

Es war etwas in seinem ganzen Wesen, das mir höchlichst auffiel. Indeß nahm ich seinen Vorschlag mit Vergnügen an.

Wir sprachen wenig, und unbedeutende Dinge, während des Frühstücks. Als wir damit fertig

waren, machten wir uns auf den Weg nach dem Meere. „Der Anblick der Stille, und selbst der Bewegung des Meers, fing er an, thut mir immer wohl. Fühl' ich mich von jenen Augenblicken von Langeweile und Traurigkeit, wie sie oft, ohne daß wir wißen, warum, über uns kommen, ergriffen, so eil' ich an den Strand des Meeres, deßen Größe und Bewegung mir sogleich Aug' und Gedanken feßeln, und jede Wolke, die auf meinem Herzen liegt, zerstreuen."

Am Ufer angekommen, sagte Don Inigo: „Finden Sie nicht, daß dieser Anblick tiefe Träume der Vergangenheit, und vielleicht auch der Zukunft, aufweckt? — Und doch, was sieht der Mensch oft anders auf dieser ungeheuren Fläche, die eine ganze Welt verbirgt, als das freie Feld für seinen Ehrgeiz und seine Habsucht? Aber ich habe Sie nicht hieher geführt, um mit ihnen zu philosophiren, sondern um mit Ihnen über einen Gegenstand zu sprechen, der

mir näher am Herzen liegt, als alle Thorheiten der Menschen. Ich habe seit einiger Zeit bemerkt, daß meine Tochter ihre Andacht gegen den heiligen Nicolaus verdoppelt hat. Sie wissen, daß dieser Heilige der Schutzpatron der mannbaren Töchter ist. Wahrscheinlich denkt sie, daß er ihr, ob sie gleich Wittwe ist, seinen Schutz nicht versagen werde. Ich fand sie daher gestern vor der Statüe dieses Heiligen knieend, den sie eben mit frischen Blumen bekränzt hatte, und frug sie, ob sie denn Lust hätte, sich wieder zu verheirathen? — „Es wäre mir nicht unlieb, antwortete sie, wenn ich einen rechtschaffenen, liebenswürdigen, Mann fände, der mich liebte, und der Ihnen anstünde.“ — „Hast du vielleicht schon einen solchen gefunden?“ fuhr ich fort. Aber sie erröthete, schlug die Augen nieder, und blieb stille. Dieser Mann, lieber Chevalier, dieser Mann, den sie nicht nennen will, sind Sie. Dankbarkeit und Schätzung Ihrer Tugenden und Ihrer Liebenswürdigkeit haben

das Herz meiner Tochter eingenommen. Finden Sie, daß Sie sie lieben können, so biete ich Ihnen ihre Hand und mein Vermögen an. Nach dem Ihrigen frage ich nicht; denn je weniger Sie besitzen, desto lieber sind Sie mir. Sie sehen, daß ich mehr besitze, als wir drei brauchen; ich könnte durch den Handel sogar noch sehr reich werden; allein, wer sich nicht begnügen kann, genießt auch nie."

Meine Antwort enthielt den ganzen Ausdruck meiner Dankbarkeit und meiner Freude. „Allein, sagte ich, Sie kennen das Hinderniß, welches alle meine Wünsche zerstören kann. Meine Religion ist nicht die Ihrer Tochter. Rosalie wird vor dem Gedanken erschrecken, einem Calvinisten ihre Hand zu geben."

„Was meine Tochter betrifft, antwortete Don Inigo, so hoffe ich, daß die Liebe und meine Vorstellungen über ihre Vorurtheile siegen werden. Ihre Tugenden und Ihr edler Character sprechen für Sie, und ich sage ihr täglich, daß

Gott allein über Religionsmeinungen richten kann, und daß wir den Tugendhaften dulden und selbst lieben müßen, welcher Sekte er auch angehören mag. Was aber die Kirche anbelangt, so nehme ich es über mich, die Erlaubniß zu dieser Heirath auszuwirken. Der General-Vicar unsers Erzbischofs ist ein weiser, toleranter, und aufgeklärter Mann, der viele Freundschaft für mich hat. Beruhigen Sie sich also über alle Hinderniße, und laßen Sie mich nun, da wir einig sind, zu meiner Tochter zurückkehren, damit ich sie auf das Glück, das sie erwartet, vorbereiten kann. Setzen Sie den Spaziergang indeß fort, und überlaßen Sie sich allen Eindrücken, die die Natur auf uns macht, wenn uns eine neue, schöne, Lebens-Ansicht eröffnet worden ist."

Wir verließen uns mit einem Händedruck, und ich setzte mich unter einem hohen Johannisfruchtbaum nieder, wo ich die Aussicht auf das Meer hatte. Schiffe kamen, Schiffe gingen, in hohem Blau wiegte sich des Meeres Spiegel.

Er schien das Bild meines Lebens, und die Fahrzeuge auf ihm däuchten mir die Hoffnungen, die mir verschwunden waren, und die neuen, sicheren, welche, der schönsten Erfüllung nahe, am Horizont meiner Jugend aufstiegen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Schluß.

Don Inigo erzählte mir das Gespräch, welches er mit seiner Tochter gehabt hatte. Sie frug ihn, als er nach Hause kam, wo er mich gelaßen?

„Der Chevalier hat gegenwärtig sonderbare Dinge im Kopfe. Ich wette, er denkt in diesem Augenblick an dich, und an den Vorschlag, den ich ich ihm gemacht habe.“

„Und was ist dies für ein Vorschlag?“

„Dich zu heirathen.“

„Mich zu heirathen? und welche Antwort hat er Ihnen gegeben?“

„Er bezeigte eine außerordentliche Freude im Anfang, verfiel aber bald in tiefe Traurigkeit, und sagte mir endlich mit einem Seufzer: „ich fürchte, daß ich das Glück nicht erhalten werde, deßen Sie mich würdig achten. Eine unübersteigliche Kluft liegt zwischen mir und Rosalien.“

„Aber was kann denn das sein, lieber Vater? Ist er denn nicht noch ledig, und Herr seines Schicksals?“

„Das ist er; aber er fürchtet, daß Deine Vorurtheile das Hinderniß seines Glücks werden werden."

„Da irrt er sich sehr; denn, wenn er mich liebt, so werd' ich ihn, glaub' ich, wohl auch lieben können."

„Wenn er aber das Unglück hätte, ein Jude zu sein?"

„Jesus Maria! was sagen Sie? das ist nicht möglich. Ein so feiner, so liebenswürdiger, junger Mann sollte kein Christ sein?"

„Nicht wahr? Du würdest ihm Deine Hand nicht geben?"

„Nein, dazu könnt' ich mich nicht entschließen. Ich die Frau eines Juden! Nein, lieber will ich sterben! O ich Unglückliche! Ein so wackerer junger Mann ein Jude? Wie doch der Schein betrügt!"

„Nun denn, liebe Tochter, so gar bange darf es Dir nicht sein. Der Chevalier ist kein Jude, sondern ein guter Christ."

„Nun Gott sei Dank! Aber wie haben Sie mich doch fürchterlich erschreckt."

wie ein herrliches Zauberland auf, in das ich mit Rührung und Wonne hineinschaute.

Am andern Tag ging ich mit Don Inigo zu dem General-Vikar. „Aber könnten Sie denn Ihre Irrthümer nicht abschwören? frug er mich, nachdem wir ihm unsre Angelegenheit vorgetragen hatten.

„Nein, gab ich ihm zur Antwort, das kann ich nicht. Wie würden Sie einen Mann beurtheilen, der aus Liebe oder Eigennutz die Religion seiner Väter verließe? Sie würden denken, er werde ein eben so schlechter Katholik werden, als er ein Protestant gewesen war, und daß ihm an aller Religion nichts liege."

„In welcher Religion wollen Sie aber Ihre Kinder erziehen laßen?" fuhr er fort.

„In Spanien und von einer Katholikin geboren, ließe ich sie die herrschende Religion annehmen, und wären sie erwachsen, so könnten sie selbst zwischen Rom und Genf wählen."

„Der General-Vicar war mit meinen Antworten zufrieden, und bat sich zwei Tage Bedenkzeit aus, um sich mit einigen Theologen über meinen Fall zu berathen, und die Erlaub-

niß zu meiner Heirath bei dem Erzbischof auszuwirken.

Die Erlaubniß erfolgte wirklich, jedoch nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten. Nachdem ich sie erhalten, reiste ich zu meinem Regiment nach Frankreich ab, um meinen Abschied von demselben zu nehmen. Die Trennung von Rosalien und ihrem Vater war zärtlich und rührend, meine Reise glücklich, und meine Rückkehr nach Valencia so schnell, als das Glück, welches meiner wartete, es verdiente.

Es wurde ganz vollkommen, da Don Pacheco, dem ich meine nahe bevorstehende Hochzeit geschrieben hatte, sich unvermuthet in eigener Person bei derselben einfand. Er vertrat die Stelle meines seligen Vaters, uud ich begann ein neues Lebeu, gesegnet mit den feurigsten Wünschen dreier guten Menschen, die mich alle bloß um meiner selbst willen liebten.

E n d e.

Inhalt.





